

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **42 (1964-1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürcher Student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni) Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly)	Universitätsstrasse 18, Zürich 6 / Telefon 47 75 30 Auflage 12 000 Redaktionsschluss Nr. 5: 20. Oktober 1964	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, Zürich 4	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 Zürich 1, Telefon 23 83 83
---	--	--	---

Ist die Studentenschaft zur Passivität verurteilt?

Die Studentenschaft steht heute vor Aufgaben von noch nie erreichtem Ausmass. Und dass sie als eigener Stand für ihre Interessen selbst einzutreten hat, ist unbestritten.

Es hat sich nun aber schon seit längerer Zeit gezeigt, dass Präsidenten und Sachbearbeiter aus Studiengründen immer nur eine kurze Zeit im Amt blieben. So ergab sich naturgemäss eine Traditionslosigkeit, die der Sache alles andere denn förderlich war. Jeder Neugewählte trat unbekümmert und losgelöst von den Anstrengungen und Zielen seines Vorgängers vor die Öffentlichkeit. So blieb die Studentenschaft immer im Stadium der Diskussion. Dadurch wurden der Verwaltung zwar immer mehr Kommissionen beschied, die einen gewaltigen Papierkrieg inszenierten, aber gerade die mangelnde personelle Konstanz und die Dezentralisation all der verschiedenen Büros verunmöglichten es oft, die Aufgaben mit gutem Erfolg zu erfüllen. Trotz der Riesenorganisation, die unsere Studentenschaft im Vergleich zu anderen Universitäten besitzt, ist ihr Nutzeffekt reichlich bescheiden.

Aus diesen Gründen soll der Administration der Studentenschaft eine neue Basis gegeben werden. Ein erster Schritt dazu ist die Statutenrevision und die lang diskutierte Semestergehdhöhung. Um nämlich die nötige Konstanz zu sichern, ist es nötig, den zur Durchführung der grossen Aufgaben verantwortlichen und fähigen Studenten zu ermöglichen, das Studium zu unterbrechen, um sich ganz in den Dienst der Studentenschaft zu stellen. Dazu ist es unumgänglich, die minimalen Lebenskosten zu vergüten. Dies würde nicht nur zwei Vorstandsmitglieder des VSETH und verschiedene Kommissionspräsidenten betreffen, sondern es würde zugleich eine zentrale Stelle geschaffen, die die Buch-

führung der gesamten Administration fachmännisch betreuen würde, und so Gewähr bieten würde, dass die doch bedeutenden Gelder nicht zweckentfremdet ausgegeben werden. Denn die Summen werden allmählich zu gross, als dass die Buchhaltungen so als notwendige Notwendigkeit nebenbei von mehr oder weniger tüchtigen Studentenquästoren geführt werden können.

Daneben erfordert der Ausbau der Selbsthilfe weitere Mittel in Form von Investitionen zur Geschäftsausweitung. Dies wird vor allem die SAB betreffen, die zwar einen grossen Umsatz erzielt, aber als Genossenschaft keinen Gewinn machen darf. Dasselbe trifft für die Zimmervermittlungsstelle zu, wo die Studentenschaft ihr Mitspracherecht auszuweiten hat, sowie für das Studheim und das zu gründende Studentenfoyer.

Leider ist nun der grundlegende erste Schritt zur Reorganisation noch nicht durchführbar, da die Semestergehdhöhungen von höchster Stelle nicht sanktioniert worden sind. Somit muss die Ausführung all der dringlichen Aufgaben weiterhin aufgeschoben werden. Es ist zwar ein gewisses Wohlwollen bei den beteiligten Stellen durchaus vorhanden, doch ist ein Unbehagen nicht von der Hand zu weisen, das durch die Ablehnung dieses ausserordentlich wichtigen DC-Beschlusses entstanden ist.

Als Novum in der Geschichte des VSETH wird an der Schulratssitzung im Herbst der Präsident des VSETH teilnehmen können. Es wird dann sicher nichts unterlassen werden, um die hängigen Fragen zu einem positiven Abschluss zu bringen. Damit würde die Studentenschaft die Mittel in die Hand bekommen, um ihre Politik endlich wirkungsvoller zu gestalten. ML

Die Strategie der Abschreckung

Strategie ist heute keine Geheimwissenschaft der »gelehrten Militärs« mehr. Die Ungeheuerlichkeit der atomaren Bedrohung und ihre Ständigkeit führten nicht nur zu fast vollkommenen Verschmelzung von Strategie und Politik, sie haben auch das Interesse der Öffentlichkeit an den damit verbundenen Fragen wachgerufen. So werden heute in Zeitungen und Zeitschriften, bei Arbeitstagen und Vorträgen sowie in zahlreichen Büchern die Vor- und Nachteile der verschiedenen Strategien besprochen und geprüft.

Le grand débat

Eine der anregendsten Neuerscheinungen ist ein Werk des französischen Militärschriftstellers Raymond Aron, »Le grand Débat«, das er im vergangenen Jahr bei Calman-Lévy in Paris veröffentlichte. Aron setzt sich in diesem Werk auf breiter Basis mit der politischen und militärischen Bedeutung der atomaren Strategie auseinander. Er legt ihre Entwicklung seit dem Jahre 1945 dar, seit dem Zeitpunkt also, da die ersten 20-Kilotonnen-Bomben dem Krieg im östlichen Pazifik ein Ende setzten, bis zum Jahre 1960, wo Amerikaner und Russen über ein atomares Waffenarsenal verfügen, welches vom kleinkalibrigen Geschoss bis zu Bomben im Megatonnenbereich Waffen aller Grössenordnungen umfasst. Der Autor belegt eindrücklich die politische Bedeutung dieser Waffen, welche einerseits durch

ihre Zerstörungskraft als Damoklesschwert wirken und im Verkehr zwischen den beiden Grossmächten zu äusserster Vorsicht mahnen, aber andererseits gerade dadurch jeder amerikanischen oder russischen Aktion verstärktes Gewicht geben. Das Hauptgewicht der Untersuchungen Arons liegt jedoch auf der Darstellung der Auswirkung der Atomwaffen im Bereich des strategischen Planens und insbesondere auf der Frage der Verfügungsgewalt. Soll Europa darin weiterhin so entscheidend von der amerikanischen Militärlösung abhängig sein? Wäre es nicht an der Zeit, dass es selbständig würde, auch in atomarer Hinsicht? Soll in diesem Fall die Verfügungsgewalt über die Atomwaffen der Nato anheimfallen, oder soll sie einzelnen Staaten zustehen, wie es der französischen Auffassung entspricht?

Die Beantwortung dieser Fragen hängt entscheidend davon ab, welches Bild man sich von den möglichen Formen eines künftigen Krieges macht, dann aber auch davon, welche Bedeutung man der nationalen Unabhängigkeit und Selbständigkeit beimisst. Diese durch Aron klar formulierten und sehr anregend behandelten Fragen haben zu den folgenden Ausführungen Anlass gegeben, welche nicht zuletzt spezifisch schweizerische Gegenwartsprobleme betreffen.

Was heisst Abschreckung?

W jeder Angriff einen derart vernichtenden Gegenangriff zur Folge hat, wie es angesichts der atomaren Rüstung der Weltmächte der Fall ist, kann der Krieg nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sein. Zweck aller militärischen Bestrebungen ist es, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern.

Die »Abschreckung« will also durch die Bereitstellung eines schlagkräftigen militärischen Potentials, vor allem weitreichender, grosskalibriger atomarer Waffen, den Gegner vom Gebrauch seiner Waffen abhalten, indem sie ihm ihrerseits mit der Vernichtung zahlloser Menschenleben und wichtiger Gebiete droht. Die Abschreckung ist also die modernste und sinnfälligste Anwendung des Prinzips: »Si vis pacem, para bellum!« Wenn du den Frieden wünschest, rüste dich zum Krieg, denn dein Gegner wird kaum seine eigene Vernichtung herausfordern.

Dieser Gedanke ist so einfach wie überzeugend. Seine Verwirklichung wirft aber äusserst komplizierte Probleme auf; deshalb kannte die Theorie der Abschreckung seit ihrem Bestehen verschiedene Formen. Solange allein Amerika

Atomwaffen besass, galt das Prinzip der sogenannten »totalen Vergeltung« als Antwort auf jeden eventuellen Angriff war die möglichst vollständige Zerstörung des Feindeslandes vorgesehen. Es wurde aber bald sehr unwahrscheinlich, dass die USA auf eine lokale, konventionell geführte Operation der Russen mit einem Atomschlag geantwortet hätten, um so einen ebenfalls atomaren Gegenschlag auf sich zu ziehen; damit hatte diese Strategie ihre Glaubwürdigkeit verloren.

Vergeltung

Die Abschreckung wurde erst wieder glaubwürdig und damit wirksam durch das Prinzip der »abgestuften Vergeltung«, zu der Amerika sich zu Anfang unseres Jahrzehnts bekannte und die bis heute Geltung besitzt. Ein gegnerischer Angriff löst dieser Theorie zufolge nicht »automatisch« einen atomaren Gegenschlag aus, sondern wird den Einsatz konventioneller und eventuell taktisch-atomarer Waffen bewirken, welche den Feind von weiteren Operationen abhalten sollen. Sollte dies nicht gelingen, so würde gemäss dem Gesetz der gegenseitigen Steigerung der eingesetzten Kräfte eine höhere Kriegsstufe eintreten. Die Strategie der abgestuften Vergeltung verleiht also durch die Möglichkeit verschiedener Kriegsformen einen gewissen Schutz vor einem weltweiten Atomkrieg, verlangt aber auch grosse Anstrengungen. So muss - neben dem atomaren Arsenal - die konventionelle Bewaffnung erhalten, ausgebaut und modernisiert werden, vor allem hinsichtlich Panzerung, Feuerkraft und Beweglichkeit. Die konventionelle Schlagkraft entscheidet nämlich in grossem Mass über die Glaubwürdigkeit der gesamten Abschreckung, weil nur sie einen eventuellen Konflikt auf den »unteren Stufen« der Aggression glaubwürdig verhindern kann.

Die Erweiterung des Atomklubs

Bis vor kurzer Zeit verfügten lediglich die beiden Weltmächte über ein bedeutendes Potential atomarer Waffen; die Sicherheit Europas hing von den militärischen Garantien Amerikas ab. Immer drängender stellte sich jedoch innerhalb der Nato und in den einzelnen europäischen Ländern die Frage, wie weit diese Versprechungen genügen könnten. Würde Amerika bei einem Angriff auf Europa notfalls atomare Waffen einsetzen und damit die eigene Zerstörung riskieren?

Aron versucht darzulegen, dass die Tatsache, dass sich in Europa eine halbe Million Amerikaner befindet - ein Drittel davon in Uniform -, dem Bündnis eine feste Grundlage verleihe. Auch gebe das Ehrenwort, mit dem sich Amerika verpflichtet habe, für die Freiheit Westberlins einzustehen, und die Art und Weise, in welcher es diesem Versprechen bisher nachgekommen sei, genügend Gewähr. Gleichzeitig jedoch rollt er zahlreiche Bedenken auf, welche die europäische Sicherheit in Frage stellen. Diese Bedenken sind sowohl militärischer wie politischer Art.

Es ist sehr wohl möglich, wenn nicht höchst wahrscheinlich, dass Amerika mit Bezug auf sich selbst und mit Bezug auf Europa zwei verschiedene Strategien verfolgt. Amerika selbst sieht sich durch die Verbunkung und Beweglichkeit seiner atomaren Raketen sowie durch sein weitreichendes Warnsystem imstande, auf einen direkten Angriff mit fast unverminderter Schlagkraft zu reagieren. Europa jedoch liegt so weit von Amerika, wie es nahe bei Russland liegt, und die Vernichtung europäischer Städte würde die Interessen Amerikas nicht auf vitale Weise berühren. Ist es aus diesem Grund, von amerikanischen Standpunkt aus, nicht bedeutend vernünftiger, einen eventuellen Krieg möglichst auf Europa zu beschränken, auch nur schon, um einen weltweiten Krieg zu verhindern? Ist es deshalb nicht ziemlich unglaubwürdig, dass ein amerikanischer Präsident für Hamburg oder Kopenhagen die Städte New York oder Washington opfern würde? Diesen militärischen Bedenken gesellen sich die politischen bei. Alle vier Jahre werden die USA durch die Präsidentschaftswahlen auf fast ein Jahr hinaus politisch gelähmt. Alle vier Jahre kann ihre militärische und politische Haltung durch einen neuen Präsidenten wieder in Frage gestellt werden. Aron verweist auf den Fall des ungarischen Aufstandes im Jahre 1956: Amerika kam damals dem kleinen Staat nicht zu Hilfe; ausserpolitisch waren ihm die Hände gebunden durch die Suezkrise, innenpolitisch durch die Präsidentschaftswahlen...

Selbst im besten Fall, selbst wenn Amerika das Bündnis mit Europa als feste Verpflichtung ansieht, ist es doch sehr besorgniserregend, dass das europäische Schicksal von den politischen Wechseln und vom guten Willen des fernen Kontinents abhängt.

Was tun gegen die Ungewissheit?

Was kann gegen diese politische und militärische Ungewissheit getan werden? Bisher haben sich theoretisch zwei Lösungen angeboten: Die

eine besteht in der Bildung einer multilateralen Atomstreitmacht im Rahmen der Nato. Ihre technische Verwirklichung wurde schon auf verschiedene Weise versucht, ist jedoch immer wieder gescheitert. Wohl würde Europa auf diese Weise vermehrt über Atomwaffen verfügen und könnte dadurch aktiver an seiner Verteidigung teilhaben; über ihren Einsatz oder Nicht-einsatz aber würden letztlich immer noch die USA entscheiden. Somit bedeutet diese Möglichkeit keine Lösung; es ist auch zu bedenken, dass innerhalb der Nato ein ähnliches Verhältnis herrscht wie zwischen Amerika und Europa, kann doch von keinem Staat erwartet werden, dass er sich zu Gunsten eines angegriffenen Verbündeten der totalen Vernichtung preisgibt.

Die zweite Lösung, die bisher versucht wurde, ist die der eigenständigen Atomstreitmacht. Zwei europäische Staaten haben bisher - mit Unterschieden - diesen Weg beschritten: England, im Bund mit Amerika, integrierte seine atomaren Kampfmittel in die Nato, behält sich jedoch die selbständige Verfügungsgewalt vor. Frankreich ist im Begriff, unabhängig von Amerika eine Abschreckungsmacht aufzubauen, welche trotz ihrer relativ geringen Grösse in der Lage sein wird, jedem noch so starken Gegner wenigstens mit der Vernichtung gewisser wichtiger Zentren zu drohen.

Wolches sind nun die Gründe, die Frankreich bewegen, unter grossen Opfern diesen Weg der nationalen Verteidigung einzuschlagen? Aron erwähnt in erster Linie den Wunsch, nicht absteigen zu stehen vom technischen Fortschritt. Die französischen Wissenschaftler sind der Überzeugung, dass ein Verzicht auf atomare Forschung bewirken würde, dass Frankreich in zehn bis zwanzig Jahren ein unterentwickeltes Land wäre, was auch zur wirtschaftlichen Abhängigkeit von Amerika führen würde. Entscheidender sind aber wohl die militärischen Gründe. Frankreich will verhindern, dass die europäische Sicherheit weiterhin allein von den USA abhängt. Seine nationale Abschreckungsmacht soll in wenigen Jahren den Kern einer europäischen Atommacht darstellen können. Ihr Vorhandensein soll Amerika zur gemeinsamen strategischen Planung verpflichten, zum »dialogue avec l'Europe«, wie Raymond Aron dies nennt. Sie soll Sicherheit und Stabilität gegen die Ungewissheit der Zukunft bieten; sie soll dafür sorgen, dass Frankreich und Europa auch in allen möglichen politischen Konstellationen wirksam gerüstet seien. Sie stützt sich somit in letzter Hinsicht auf die Tatsache, dass eine Atommacht, und sei sie noch so klein, jedem Angreifer gegenüber einen starken psychologischen Abschreckungswert besitzt.

Lehren für die Schweiz

In zwei Abstimmungen hat das Schweizer Volk seinen Willen kundgetan, die Erhaltung seiner Freiheit und Unabhängigkeit nicht von vorneherein zu beschränken, sondern den Entscheid über die notwendigen Massnahmen den Verantwortlichen zu überlassen. Dies bedeutet heute vor allem die Verpflichtung, wachsam zu sein und trotz der trügerischen Entspannungssymptome zu wissen, dass die Bedrohung ständig vorhanden ist und dass ihr mit steter Bereitschaft und Festigkeit begegnet werden muss. Unsere Kampfmittel müssen beständig verbessert und dem Stand der modernen Rüstung angepasst werden. So wird uns der konventionellen Kriegsgefahr gegenüber nicht lähmende Angst befallen, sondern Zuversicht und Vertrauen in die Stärke und Schlagkraft unserer Armee. Der atomaren Bedrohung jedoch haben wir vorläufig nichts gegenüberzustellen. Diese Tatsache darf aber nicht zur Resignation verleiten, sondern soll uns veranlassen, aufmerksam die Entwicklung zu verfolgen und durch politische, militärische und technische Studien die Voraussetzungen zu schaffen, um im gegebenen Fall den richtigen Entscheid zu fällen.

M. Vogt



Der Fingerzeig

Damit der Polizeichef von Zürich auch wieder einmal etwas zu verhaften und die Schweizer Presse wieder etwas zu schreiben hat, suchen wir eine Studentin, die zum erstenmal mit einem »Minimal-mezzo-oben-ohne-Bikini« im Tiefenbrunnen baden geht.

Bitte sich melden bei der Redaktion, die für die Exklusiv-Reportage-Rechte sogar einmal mehr tief in die Redaktionskasse greifen und jenes Minimal-Kleidungsstück gerne bezahlen würde.

Ratsberichte	2
Kochnische	2
Von Kopf bis Schwanz in Ordnung	3
Geschichte des Weins und der Trinkgelage	3
Zum Vortragszyklus des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung	5
Galerie	5
Marokkanische Impressionen	6
Kabale und Liebe: zum Problem des Frauenstimmrechts	9
L'honne de 1980	9
Echo: Zum Problem der Militärdienstverweigerung	11
Gaudeamus igitur: Die Geschichte eines Studentenliedes	13
Die andere Hochschule	15
Kampf um Studentenzimmer	17
(Die Artikelserie »DIAMAT — Dialektischer Materialismus« wird im nächsten Semester fortgesetzt.)	

Bericht des ausserordentlichen Statuten-DC vom 9. Juli 1964

Wie üblich wurde im Auditorium III der ausserordentliche Statuten-DC durchgeführt. Nach den Formalitäten (Begrüssung, Feststellung der Beschlussfähigkeit und Geschäftsmodus) sowie der Wahl des Tagespräsidenten und Protokollführers, J. Oswald und K. Wittdorf, konnten die einzelnen Traktanden in Angriff genommen werden:

Der Rat nimmt vorerst die Rechnungen verschiedener Kommissionen, den Revisorenberichten folgend, sehr kritisch unter die Lupe, wobei es der Opposition gelingt, die Rechnungen des »Zürcher Studenten« und der AGH nicht genehmigen zu lassen, während diejenigen der Filmmesse und Auslandstelle z. T. nach längerer Diskussion abgenommen werden.

Sofort wird nun zum Haupttraktandum geschritten, nämlich der Statutenrevision und der Genehmigung des neuen Geschäftsreglementes.

Für die einzelnen Abänderungen, die der Rat am Entwurf anbrachte, sei auf das Protokoll verwiesen. Im Laufe der Beratungen wird eine Abstimmung u. a. darüber provoziert, ob der Rat als Hoher DC oder simpel als DC anzusprechen sei. Der Antrag auf Hohen DC wird fast einstimmig angenommen, womit der DC weiterhin gerechtfertigt scheint.

Trotz der sehr speditiven Leitung muss der DC vertagt werden. Da zu Beginn des zweiten Teils des DC, am 16. Juni, die Beschlussfähigkeit infolge zu vieler Absenzen nicht erreicht wird, werden die verbleibenden Artikel der Statuten und das Geschäftsreglement konsultativ durchberaten und später in einer GesamtAbstimmung genehmigt. Zum Schluss werden auch noch die beanstandeten Rechnungen dank neuen Revisorenberichten mit bindenden Weisungen angenommen.

ML

GstR-Ratsbericht

Die letzte Sitzung des GSTR am 1. Juli verlief unter der Einwirkung des sommerlichen Wetters eher flau und mit beschämend geringer Beteiligung der Ratsmitglieder. Zum Glück konnte der Präsident, Fredy Müller, eine Gruppe von polnischen Studenten begrüssen, die den Saal etwas auffüllten. Alle Kommissionen der Studentenschaft konnten mit befriedigenden Rechnungsablässen déchargiert werden (Lesesaalkommission, AGH, AdS, Bibliothekskommission, Zürcher Student). Nach langen Beratungen entschloss man sich, ein Sorgenkind der Studentenschaft trotz allem nicht verhungern zu lassen: die Kerzenaktion. Der Verkauf von Kerzen soll auch in diesem Jahr wieder durchgeführt werden, allerdings unter tätiger Mithilfe des Poly, die von Stöfi Erhardt schon in Aussicht gestellt wurde. Aber auch die Mitglieder des GSTR mussten Verpflichtungen eingehen: die Abstimmung über die Weiterführung der Aktion wurde unter Namensaufruf durchgeführt und damit die Ja-Stimmen zur Mitarbeit verpflichtet. Werden die Nein-

Stimmer diesem Beispiel nacheifern? Die Bildung der einfachen Gesellschaften, so wie sie von der neuen AGO gefordert werden, wird jetzt tätig in Angriff genommen: an diesem GSTR wurden die bereinigten Unterlagen geschaffen. Die Orientierung über die Wohnbaukommission brachte nichts grundsätzliches Neues; aus der Diskussion ging hervor, dass die Woko ihre Doppelstellung einer Liegenschaftsverwalterin und eines Ortes der Weiterplanung beibehalten wird. Die anschliessenden Wahlen brachten als Wichtigstes eine Erneuerung des KSTR. Neu gewählt wurden: *Enrico Clerici* als Präsident der Studentenschaft, *Alfred Rudolf* als Quästor, *Hans Goetsch* (bisher), *Wolfgang Auswarter* und *Edwin Frey* als weitere Mitglieder. Aus der Orientierung über die Broschüre für Neumatrikulierte ging hervor, dass diese nun druckreif sei; leider war das Poly nicht dazu zu bewegen, bei diesem Unternehmen mitzumachen. Als wichtiges aussenpolitisches Novum wird ein Austauschabkommen mit einer Universität in Polen in Aussicht gestellt. Nach 23 Uhr konnte man sein Bier privat und in Ruhe weitertrinken. db

Studentische Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen Zürich



Vorschau auf das Wintersemester

Versuchsweise will die AGH die Vorbereitungsarbeiten für das kommende Wintersemester bereits während der Sommerferien aufnehmen. Es hat sich nämlich gezeigt, dass viel wertvolle Zeit verlorengelassen, wenn die Diskussionsleiter wie dies in der letzten Zeit der Fall war – erst zu Beginn eines jeden Semesters gesucht wurden. Sie hatten dann jeweils in aller Eile ein eingemassenes interessantes Programm zusammengestellt und die Arbeit der Gruppe zu organisieren. Um diese Anlaufschwierigkeiten möglichst in die Ferien vorzuverlegen und auch eine angenehmere und langfristige Planung der einzelnen Arbeitsgemeinschaften zu ermöglichen, möchten wir schon jetzt die Diskussionsleiter für das nächste Semester suchen. Vorläufig liegen

die folgenden Themen vor, aus welchen wir dann je nach Interesse die endgültige Auswahl treffen werden:

Kybernetik – nicht nur die technische Seite, sondern vor allem auch die soziologischen Folgerungen und ihre Auswirkungen auf Staat und Gesellschaft.

Russland – wie es scheint, wie es sein möchte, wie es ist.

Musik – zur Abwechslung eine musikalische Arbeitsgemeinschaft, thematisch völlig unbeschränkt.

Religion – von ihrer Bedeutung in der heutigen Zeit.

Masse und Massenmedien – eine kritische Auseinandersetzung mit dem modernen Gemeinplatz »Masse«.

Schweizerisches Friedenskorps – Orientierung über die bisherigen Einsätze, die gesammelten Erfahrungen und die Ziele und Projekte.

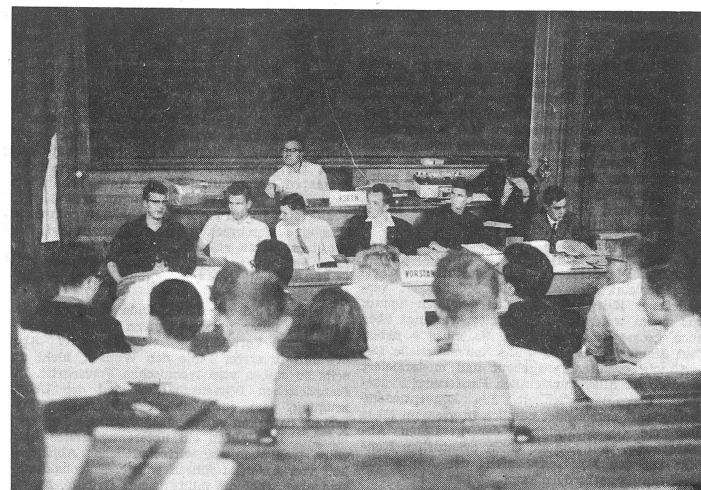
Gewässer- und Luftverschmutzung – ein nachgerade überflüssiges Thema. Was macht »man« eigentlich dafür oder dagegen?

Politische Abendschoppen – wie üblich. Aktuelle Tagesfragen der »hohen« Politik.

Kochkurs – altbewährt. Meist mit dominantem geselligen Teil.

Wer sich als Diskussionsleiter für das eine oder andere Thema zur Verfügung stellen will, melde sich bitte in der nächsten Zeit schriftlich bei mir oder beim Sekretariat der Studentenschaft, Dr.-Faust-Gasse 9, an. Er wird dann die nötigen Angaben und alle gewünschte Hilfe erhalten, um seine Arbeit während der Sommerferien vorzubereiten und zu Beginn des Semesters ein interessantes Programm vorlegen zu können.

Max Lehmann, Hofstr. 138, 8044 Zürich



Am Vorstandstisch v. l. n. r. Herbert Link, Jürg Meier, Marc Ducommun, Stöfi Erhardt. Den Vorsitz führt: Joachim Oswald.



Herren-Armbanduhr automatisch, Edelstahl Fr. 432.— 18 Kt. Gold Fr. 840.—



Die goldene Uhr Ecke Bärenasse / Bahnhofstrasse — Symbol für Uhren-Beyer

Eine Uhr von Beyer als Geschenk


Weshalb von Beyer? Weil er unter den berühmten Markenuhren die grösste Auswahl bietet und weil er gleichermaßen führend ist in antiken Uhren wie modernen Zeitmessern.



UHREN BEYER

CHRONOMETRIE SEIT 1760

Bahnhofstrasse 31, Zürich



Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschaftler, Betriebswirtschaftler und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work. Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazie, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J.R. Geigy A.G., Basel

A19

Geigy

Das Urteil des Chefkorrektors

Von Kopf bis Schwanz in Ordnung

Gemeint ist der Name Unseres Blattes. Es bedurfte zwar einiger Ueberredungskunst, bis sich die Redaktoren des »Zürcher Studenten« zu Redaktoren des »Zürcher Studentenz« wandelten...

Um gerade an das obige Beispiel anzuknüpfen: Falsche Beugungen kommen in den druckreifen Texten aller Art viel häufiger vor, als der Leser glaubt, und wenn sie den Redaktoren ebenso durchgerutscht sind wie dem Verfasser, dann liegt es am Korrektor, ein bisschen Detektiv zu spielen...

Merkwürdigerweise lässt er sich andererseits durchaus nicht an seinem Vorstoss auf angestammte Gebiete des Dativs hindern: trotz des... ist heute schon verbreiteter als trotz dem... Nebenbei bemerkt: Wäre es Ihnen aufgefallen, wenn im vorstehenden Satz fälschlicherweise verhindern statt hindern stünde? Nein? Dann hätten Sie seinerzeit zu Prof. W. in die Grammatikstunde gehen und hören sollen...

Ich weiss: mit seiner Abneigung gegen die Grammatik stand und steht er selbst in der Mittelschule nie allein da, und wenn ich heute bei den Diplomanden oder Maturanden nach Kandidaten für den Korrektorenberuf Umschau hal-

ten wollte, wäre der Erfolg wahrscheinlich gleich Null. Als Ueberser haben sie ja auch ganz andere Chancen denn als (Fehler-)Ueberser - womit gleich zugegeben sei, dass ein Korrektor sich natürlich grossenteils mit ganz simplen, selbst für Lieschen Müller erkennbaren orthographischen Fehlern (bei uns Li-Mü-Fe genannt) herumzuschlagen hat und dass gerade sie ihm furchtbar leicht durch die Latte gehen, sei es bei der ersten Lektüre auf dem Probeabzug, sei es bei der Revision der fertig umbrochenen Seite...

Um aber zum Schluss nochmals von dem zu sprechen, was den Anlass zu diesem Exkurs gegeben hat: Ich möchte wünschen, nicht nur die Redaktoren des »Zürcher Studenten«, sondern auch die Inserenten der Tageszeitungen und die Firmen im allgemeinen zeigten sich in bezug auf ihre Namen (ob mit oder ohne »Gänsefüsschen«) etwas besorgsamer. Bei der Berner Allgemeinen z.B. würde ich mich viel wohler fühlen als bei der Berner Allgemeinen.

E. Gysling

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
• Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
• Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR Büro nur in Zürich-Witikon: Im Brächli 15-17 051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

Geschichte des Weins und der Trinkgelage

Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, nach besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das deutsche Volk von Dr. Rud. Schütze, Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1867.

Das 16. Jh. ist in der deutschen Geschichte das wahre Zehnjährhundert, in welchem die nationale Untugend ihren höchsten Gipfel erreichte; man theilte sogar zu Anfang desselben unser Vaterland in die Bierländer und in die Weinsländer. Zu jenen gehörten Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und andere Niederdeutsche Gegenden, zu diesen dagegen Schwaben, Franken, Bayern und die oberen Rheingegenden; und da die Gewohnheit des Viel- und Zutrinkens bes. in den ersteren herrschte, so erhielten diese auch den Beinamen der grossen oder neuen Trinkländer, während die eigentlichen Weinsländer die kleinen oder alten Trinkländer hiessen.

In guten Weinjahren war der Wein oft ungemein wohlfeil. In Württemberg kostete 1426 ein Eimer alter Wein 13 Kreuzer und 1484 zu konnte man eine Mass für ein El kaufen. Zu weilen war man gezwungen, wenn man kein leeres Fass für ein volles erhalten konnte, den Wein theils in Blüten und Zubern aufzubewahren, theils auf den Boden laufen zu lassen.

Tausend fünf hundert dreissig und neun galten die Fass mehr als der Wein.

Im genannten Jahr kam ein Edelmann, anstatt seinen alten Wein wegzugessen auf den Gedanken, ihn von seinen Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mussten einen Tag zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug und die Strafen trugen dem Edelmann als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. 1287 soll in Helbronnd das Fuder Wein nur 32 Kreuzer gekostet haben. Von 1420 bis 1429, welche Jahre sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichneten, musste man mehrere Male in ein Wirtshaus gehen, um nur eine Zeche machen zu können; ja, um für einen Heller zu trinken, musste man zwei mal kommen. In Urach liess einmal ein Wirt aufrufen, man könne bei ihm für einen halben Batzen vom Morgen bis zum Abend trinken. Die glücklichen Zeiten, wo solches geschehen konnte sind leider für immer dahin. Als in Ulm der Münster gebaut ward von 1377-1494 war der Wein in manchen Jahren so billig, dass die Bürger nur in grosser Gesellschaft das Wirtshaus

besuchten, so dass auf diese Weise der eine heute, der andere morgen usw. die Zeche bezahlen konnte. An mehreren Orten kam es sogar vor, dass Leute, die gerade bauten, den Mörtel mit Wein statt mit Wasser anrühren liessen.

Dasselbst über den Weinhandel

...ausserdem kamen nach Ulm schon früh Rheinweine, Mainweine, auch ausländische und Kräuterweine. Zu Anfang des 17. Jh. wurden Ulmster an einem Tage 800 Fässer auf dem Ulmer Markt verkauft. Die Ausfuhr war damals sogar grösser als die der französischen Weine. Nach der mächtigen Handelstadt Antwerpen wurden zu jener Zeit vom Rhein und aus Frankreich ungefähr die gleichen Mengen Wein gesendet, nämlich 40 000 Flaschen; doch stand der Rheinwein höher im Preis als der Franzwein; von jenem kostete die Flasche 37½, von diesem 25 Kronen.

Weinverfälschung ward bei uns schon in den frühesten Zeiten der Weinbereitung geübt, obgleich Kaiser und Fürsten von jeher die strengsten Gesetze dagegen erliessen.

In Ulm musste 1487 jeder Weinschenk schwören, dass seine Weine echt seien und weder er, noch sein Weib, noch sein Knecht noch sonst jemand in seinem Namen ein Gemischt von Weinschen, weinschiger Lauge, Kalk, Senf, Senfkorn, Speck, Scharlachkraut, Birn- und Apfelmost, Bleiweiss, Quecksilber, Springkraut und Vitriol gemacht habe. Nicht selten mag ein langwieriges Gebrechen oder eine tödliche Krankheit, deren Ursache dunkel war, vom Genuss einer vergifteten Weinschmissung hergerührt haben. So wurde der Weinschleicher Ernl 1706 in Stuttgart öffentlich enthauptet, nachdem erwiesen war, dass sich mehrere Personen durch seinen Wein in den Tod getrunken hatten. Das Obstmessen wurde so unverschämmt betrieben, dass es mehrmals ganz untersagt wurde.

Zunft Häuser und Gaststuben

...durch Gewohnheit bildete sich den Zunfthäusern allmählich ein förmliches Trinkrecht aus, ursprünglich aus der harmlosen Sitte entstanden, einen Gast durch Darreichung des Bechers zu ehren. Dazu gesellte sich das Zu- und Vortrinken, das Gesundheit- und Wettrinken, welches zu allen Zeiten und bei allen Völkern naturgemäss in Saufgelage aussarteten. Das Zechen ward zu einer Kunst, in der es zahlreiche und furchtbare Virtuosen gab. Ist es doch kaum

Lukullus besucht Bacchus an der Mosel!

Lukullus fährt an die Mosel, um die bekanntesten Weine wie Zeller Schwarze Katz, Bernkastler, Neumagener und wie sie alle heissen, kennen zu lernen. Wir fahren mit einem Autocar. Damit diese Reise organisiert werden kann, muss ich so bald wie möglich wissen, wieviel Personen sich dafür interessieren. Bitte melde dich so rasch als möglich auf untenstehendem Talon schriftlich bei Harald Siegrist, Seefeldstr. 134, 8008 Zürich.

Sollten sich bis 30. Juli nicht mindestens 20 Personen für diese Reise interessiert haben, so wird die Fahrt nicht durchgeführt.

Ungefähre Reiseroute: Zürich - Karlsruhe - Mannheim - Mainz - Koblenz - Neumagen - Trier - Saarbrücken - Kaiserslautern - Heidelberg - Heilbronn - Stuttgart - Ulm - Friedrichshafen - Zürich.

Ueber die Kosten kann ich noch nichts sagen, doch wird der Preis günstig sein.

Sollte eine Kommilitonin oder ein Kommilitone an einem oder in der Nähe der oben angegebenen Orte wohnen, so soll er sich doch bitte bei mir melden, denn ich brauche an den verschiedenen Orten kundige Führer.

Du kannst auch dann mitkommen, wenn du nicht in einer Arbeitsgemeinschaft bist!

Lukullus

Name:
Vorname:
Fak./Abt.:
Adresse:
Tel.:

glaublich, dass zum Beispiel in Zürich bei dem althergebrachten Frühlingsfest, genannt Sechschluten, auf den Trinkstuben der Zünfte für jeden Mann 16 Mass Wein gerechnet wurden. Der städtische Wohlstand im Mittelalter reizte nicht selten zu einem Lebensgenuss, der nicht selten in die grösste Schlemerei und Trunksucht ausartete. Der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam zeichnet in seinen »colloquia« mit drastischen Farben das Bild eines deutschen Gasthauses in des 16. Jh. erster Hälfte. Eine Stelle aus seiner Schrift lautet: »Es ist zum Verwundern, welches Lärmen und Schreien sich anhelt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner hört und versteht den Andern. Häufig mischen sich Possenreisser und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, dass die Stube dem Einsturze nahe ist. Und doch glauben sie recht angenehm zu leben; und man ist gezwungen, mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben.«

Auch bei fürstlichen Vermählungen und Kindstaufen, zu denen eine Menge von Edelleuten zusammenströmte, gab es vollauf Gelegenheit zu immensen Gelagen. Bei der sechstägigen Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzessin Anna 1561 zu Leipzig gingen 3600 Eimer und 1000 Fässer Wein auf. Freilich lässt sich von den 5647 mitgebrachten Pferden auf die Anzahl der Gäste schliessen. Als Herzog Ulrich von Württemberg 1511 mit der bayrischen Prinzessin Sabina Bellager hielt, wurden in Stuttgart zur Bewirtung von 7000 Gästen 736 Ochsen und 1800 Küber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verpacken, und Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren rother und weisser Wein. Gerade der müssige Adel unterhielt im höchsten Masse die Lust des Vieltrinkens. Die Memoiren des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, welche den Zeitraum von 1552 bis 1602 umfassen, legen den Lebenslauf der adeligen Gesellschaft von damals sehr getreulich dar. Als Schweinichen 1573 im Gefolge des Herzogs von Liegnitz nach Mecklenburg kam, heisst es: »Habe auf diesem Ritt im Reich grosse Kundschaft bekommen und mir mit meinem Saufen einen grossen Namen gemacht.« Auch hundert Jahre später konnte man sich auf Saufen noch grosse Kundschaft machen, wie das Beispiel jenes brandenburgischen Oberkammerers Kurt von Burgsdorf beweist, der während einer Mahlzeit 13 Mass Wein zu sich zu nehmen gewohnt war. Jahrhunderte hindurch galt es in den meisten Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft für einen Ehrenpunkt, niemandem im Trinken das Feld zu räumen, und einem jeden auf sein Vortrinken Bescheid zu tun, und für einen besonderen Beweis der Artigkeit und Hochachtung, jemandem so lange zuzutrinken, bis er besinnungslos unter den Tisch fiel. Die Gastmähler der Vornehmen endigten in einer allgemeinen Trunkenheit, denn wenn das Saufen eine Ehrensache war, konnte unmöglich das Besoffensein für schimpflich gelten.

Den ersten Rang im Saufen behaupteten natürlich die geistlichen Höfe, wo teils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, teils der Mangel einer feineren, durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geselligkeit die lebenslustigen Würdenträger der Kirche auf solch rohere Ergötzungen von selber hinwies.

M. L.

Apotheke Oberstraf Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak
Universitätstraße 9
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Zürcher Hochschulmeisterschaft der Reiter

Samstag, den 11. Juli, auf der Hardwiese

(Für die, die es nicht wissen sollten: die Hardwiese liegt bei Höngg (bereits Gemeinde Oberengstringen), und zwar: Endstation des Trams Nr. 13 - 1000 m weiter Richtung Oberengstringen, dann, bei der zweiten Bushaltestelle des Ue-Busses, links hinunter auf den Talboden der Limmat. Von der Endstation Höngg zu Fuss zirka 15 Minuten.)

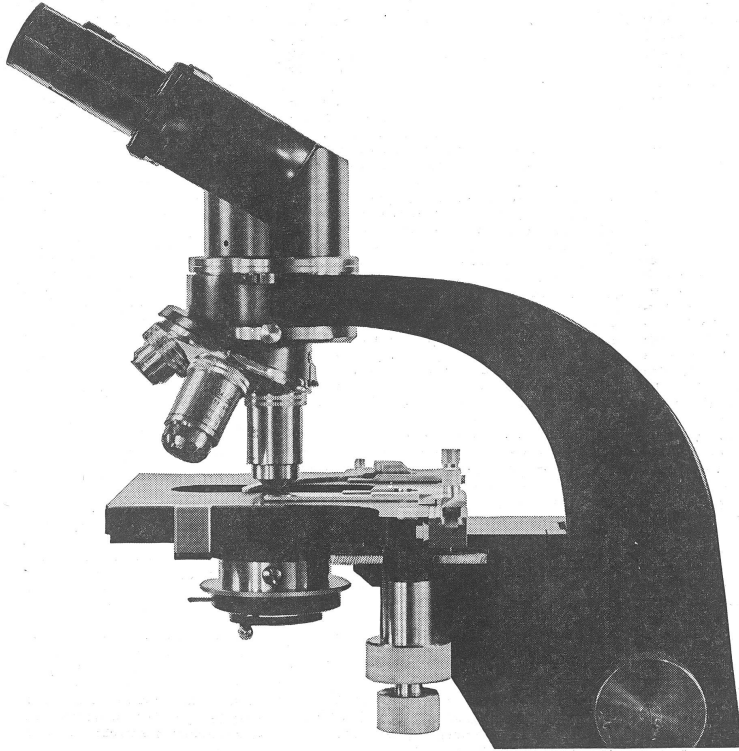
- 07.30 Eignungsreiten
Reitübung auf dem Dressurviereck, dann Springen. Es werden die Reiter nach den hier gebotenen Leistungen in zwei Kategorien eingeteilt.
08.30 Leichter Parcours
Springen über leichte Hindernisse, dazwischen eingeflochten: Gehorsamkeitsprüfungen.
ca. 09.30 Meisterschaftsparcours
Springen über Hindernisse bis zu 110 cm, mit Handicap bis zu 120 cm. Bei gleicher Punktzahl der Besten folgt ein Stechen über erhöhte Hindernisse; Stechen bis zur Entscheidung.

Anschliessend Preisverteilung auf dem Concoursplatz.

Wir heissen alle Freunde des Pferdesports und der Studentenschaften von Zürich, welche für den reitsportlichen Anlass im studentischen Rahmen Interesse aufbringen und Verständnis haben, zu unserer Hochschulmeisterschaft herzlich willkommen.

MIKRO

heisst eine unserer grössten Spezialabteilungen. Die umfassende Auswahl Mikroskope der bekanntesten Marken erlaubt Ihnen aufschlussreiche Vergleiche in unseren Demonstrationsräumen. Wir führen einfache Mikroskope für Schulen bis zur vollständigen Forschungs-ausrüstung für Industrie und Wissenschaft. Fachkundige Beratung durch erfahrene Spezialisten.



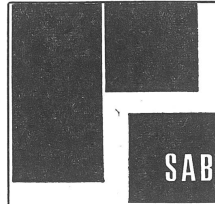
W.Koch Optik AG Zürich

Bahnhofstrasse 17
Telephon 051/255350



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen



Dein Einkauf Dein Preis
Dein Laden

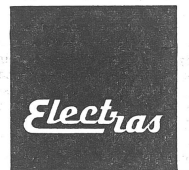
im Studheim und Clausiusstr. 35

Zürich
Institut **Minerva**

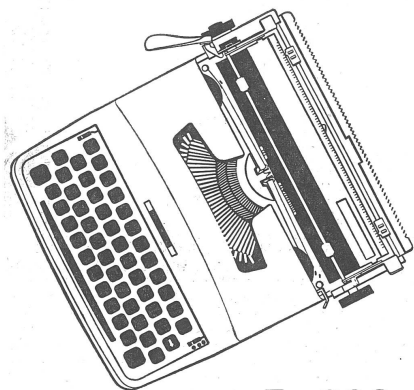
Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propä-
deutikum für Mediziner

Maturität **ETH**
Handelsschule **Arztgehilfenschule**

Für elektrische
Rasierapparate
gehen Sie am
besten ins Spezial-
geschäft mit der
grossen Auswahl
und dem eigenen
Reparaturservice



Electras im Zen-
trum von Zürich
Talacker 34 (Kauf-
leute), Tel. 27 61 44



Fr. 338.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti
Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstraße 21

Coiffeur
E. Hotz

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden

ausgenommen
am Samstag

Zürich 1
Rindermarkt 19

Dienstag den ganzen
Tag geschlossen

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit
35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

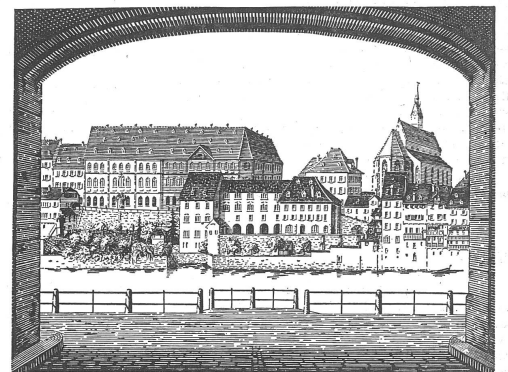
Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

Die Universität Basel



eine der ältesten Hochschulen Europas, feierte 1960 ihr 500-jähriges Jubiläum. Schon bald nach ihrer Gründung entwickelte sie sich zu einem Zentrum europäischen Gelehrtentums, dessen Ausstrahlungen das kulturelle Leben bereicherten und die Weltverbundenheit förderten.

Die in der Neuzeit an der Universität gepflegte naturwissenschaftliche Forschung schuf günstige Voraussetzungen für die Entwicklung der chemischen Industrie, in deren Bereich ohne intensive und weit ausgedehnte Forschung kein Fortschritt möglich ist. Aus der Grundlagen-Forschung schöpft die angewandte Wissenschaft in

Bildmitte: Das in der Gründungszeit bezogene alte Universitätsgebäude am Rhein (nach einer Zeichnung von H. Meyer, 1859, Basler Staatsarchiv)

der Industrie die Anregungen, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Allgemeinheit bedarf.

Dazu braucht die chemische Industrie allerdings nicht nur die Mitarbeit von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren, Aerzten und Apothekern, sondern auch von Juristen, Volkswirtschaftlern, Betriebswirtschaftlern und weiteren Akademikern mit Spezialkenntnissen oder speziellem Können.

SANDOZ A G Basel

Zum Vortragszyklus des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung

Zweckwissenschaftliche Vortragsreihe

Die soeben zu Ende gegangene Vortragsreihe über «aktuelle Probleme Afrikas», die vom Schweizerischen Institut für Auslandsforschung in den Räumlichkeiten der ETH veranstaltet worden war, hat in der gesamten zürcherischen Presse eine sehr kritische Aufnahme gefunden; die darauffolgende hitzige Auseinandersetzung hat wohl infolge der Empfindlichkeit der Organisatoren das Mass des sonst in unserem Lande Üblichen bei weitem überschritten. Wir möchten hier noch einmal aus studentischer Sicht zu dieser Vortragsreihe Stellung nehmen und versuchen, die erhitzte Diskussion aus dem politischen Bereich in einen akademischeren überzuführen, wobei wir allerdings um harte Kritik nicht herumkommen.

Wir möchten vorausschicken, dass wir ausnahmslos uns alle Referate des Zyklus angehört haben. Es kostete dies allerdings einen Zuhörer, der selbst seit einigen Jahren bemüht ist, auf wissenschaftlicher Grundlage die afrikanische Gegenwart zu ergründen, etliche Ueberwindung, denn ein solches Sammelsurium von Unwahrheiten und Halbwahrheiten über Afrika und die gewiss gewaltige Problematik, vor die dieser Kontinent jedermann stellt, bekommt man in der auf ihre Nüchternheit mit Recht stolzen Schweiz wohl zum erstenmal zu hören. Es ist denn auch nicht von ungefähr, dass allein der Vortrag von Dr. Bosshard, der als einziger Schweizer Referent den Zyklus eröffnete, befriedigen konnte. Dass man Sir Roy Welensky nach Zürich einlud, von dem man zwar als aktivem Politiker annehmen durfte, dass er sich wenig Gedanken über Objektivität machen werde, erscheint zwar noch legitim. Dass man sich aber mit Absicht nicht bemüht hat, die von ihm zur Sprache gebrachten Probleme von einer nicht unmittelbar engagierten Persönlichkeit in ein objektivere Licht zu rücken, ist eine sündhafte Unterlassung. Gadolin, Kuehnelt-Leddihn und Molnar wären dazu wohl allerdings kaum in der Lage gewesen, ist doch keiner dieser Herren als Kenner der afrikanischen Verhältnisse bekannt, ganz zu schweigen von Professor Drascher, der seinen akademischen Grad im Deutschland der späten dreissiger Jahre für «wissenschaftliche Arbeit» erwarb, die er unter dem ominösen Titel »Die Vorcherschaft der weissen Rasse« publizierte. Professor Sulzbach gab sich redlich Mühe, aus seinen Darlegungen jegliche Polemik fernzuhalten, was ihm in der Reihe von Berufspolemikern, die ihm vorangegangen waren, hoch anzurechnen werden darf. Ob allerdings seine These, dass der Kolonialismus sich wirtschaftlich für die kolonisierenden Länder nicht bezahlt gemacht habe, einer ausgiebigen mit Zahlen arbeitenden gründlichen Untersuchung standhalten würde, darf bezweifelt werden. Dass Professor Röpke, der die Methodik des wissenschaftlichen Arbeitens doch beherrschen sollte, dass ein Wirtschaftswissenschaftler, als der er sich einen Namen geschaffen hat, es versteht, in einer Erläuterung des süd-afrikanischen Problems ohne ein Wort der Begründung gerade jene wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu übergehen, die eine fortgesetzte Aufrechterhaltung der von ihm pathetisch bedauerten «kleinen Apartheid» unumgänglich, eine befriedigende Verwirklichung der von ihm gepriesenen «grossen Apartheid» aber sehr wahrscheinlich machen, daneben aber nicht davor zurückschreckt, Propaganda reinster Blüte für das selbst in Südafrika nicht unumstrittene Regime Verwoerd zu machen, stimmt um so trauriger, als es das gewaltige Problem Südafrika wirklich einmal verdient, objektiv dargestellt zu werden. Erstaunt es unter diesen Umständen, dass es der Referent vorzog, sich einer offenen oder auch nur privaten Diskussion mit Andersdenkenden zu entziehen?

Angesichts der mangelnden Objektivität gewisser ausländischer Referenten wird man es

uns wohl nicht für Chauvinismus anrechnen, wenn wir es wagen, die Frage zu stellen:

Warum wurden für diese Vortragsreihe nicht mehr schweizerische Referenten beigezogen? Es gibt in der deutschen wie in der französischen Schweiz eine ganze Reihe von Leuten, die sich ausgiebig und seriös mit der afrikanischen Gegenwart auseinandergesetzt haben. Dank ihnen bekommt man im Ausland unter Fachleuten zu hören, dass die schweizerische Öffentlichkeit aufmerksam, sachlich und objektiv die Geschehnisse in Afrika zu würdigen verstehe, mit Kritik nicht karge, wo Kritik am Platze sei, aber doch auch viel positives Verständnis aufbringe. Diese gerechte Behandlung, die Afrika beispielsweise auch in der ersteren zu nehmenden schweizerischen Presse bis heute widerfahren ist, war den Organisatoren des Vortragszyklus eingestandenmassen zuwider. Dem gutmütigen und sich von Afrika leider immer noch viel falsche Vorstellungen machenden Zürcher Publikum sollte dieser Kontinent mit Ausnahme jenes Teils, wo Weisse sich bis heute eine Vorherrschaft zu erhalten wussten, in den negativen Bildern geründelt werden. Persönliche Gespräche mit Dr. Hunold, der den Vortragszyklus leitete, und einzelnen Referenten haben uns in der Ueberzeugung bestärkt, dass es den Betreffenden offensichtlich nur darum geht, ganz bestimmte vorgefasste Meinungen und politische Thesen an ein (aus dem jeweiligen Applaus zu schliessen) ziemlich unkritisches Publikum zu bringen und diese Thesen mit billigen Schlagworten und zu recht gestützten Beispielen zu untermauern.

Wir wollen uns an den politischen Ueberzeugungen der einzelnen Referenten nicht aufhalten, ist es doch wohl ihre Sache, mit ihnen selig zu werden. Dass man aber eine solche politische Stimmungsmache mit dem objektiv und hochwissenschaftlich tönenden Namen »Schweizerisches Institut für Auslandsforschung« zu kaschieren versucht und sozusagen als Ergänzung zum

Vorlesungsplan (die Vorträge finden von 18 bis 19 Uhr statt) in den Räumlichkeiten der ETH veranstaltet, berührt peinlich. Dabei besteht offensichtlich an der Zürcher Hochschule ein Bedürfnis, über aktuelle internationale Probleme informiert zu werden. Dies zeigt der unbestreitbare Publikumsverfolg, welcher dem ganzen Zyklus bisher beschieden war, was weiter nicht zu erstaunen vermag, wenn man weiss, dass gegenwärtig an beiden Zürcher Hochschulen keine Vorlesung gehalten wird, die Studenten und Wissenschaftler mit den historischen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen und Geschehnissen der Gegenwart vertraut machen würde. Im Seminar von Professor D. Schindler an der Universität über Fragen der europäischen Einigung und des Föderalismus kommt durchaus legitimerweise rein technisch-juristische Fragen zur Sprache. Es besteht deshalb in Zürich ohne Zweifel ein Bedürfnis für ein wissenschaftliches Institut, das sich mit den wichtigsten internationalen Gegenwartsfragen befasst. Umso bedenklicher ist es, wenn eine bereits bestehende Institution dieser Art das Vertrauen der Öffentlichkeit derart missbraucht, wie dies gegenwärtig geschieht.

Man kann sich fragen, ob die Geldgeber nicht besser beraten wären, wenn sie ihre Unterstützung in Zukunft jenen Schweizern zuwenden wollten, die sich seriös mit Auslandsforschung befassen, ihre Studienreisen in fremde Länder oft selbst berappen und die teilweise sehr kostspielige Literatur sogar selbst anschaffen müssen, weil sie in unsern Bibliotheken nicht vorhanden ist, oder auch nach Genf an die Bibliothek der im Afrika-zyklus ironischerweise so viel geschmähten Uo reisen müssen, um sich das für seriöse Forschung nun einmal unumgängliche Tatsachenmaterial zu beschaffen. Wenn man dann andererseits feststellt, welcher Unterstützung sich die afrikanische Zweckwissenschaft des Vortragszyklus erfreut, dann beginnt man sich zu fragen, ob sich die vom seriösen Wissenschaftler gebrachten Opfer überhaupt noch lohnen.

Stellungnahme des VSETH

Es ist von mancher Seite gewünscht worden, dass sich die Studentenschaft der ETH, mittels der Verband der Studierenden an der ETH (VSETH), in der allgemeinen Zeitungsdiskussion über den Vortragszyklus des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung äusseren. Zur Klarstellung unseres Verhältnisses ist folgendes zu sagen: Der VSETH umfasst alle Studenten an der ETH und hat offiziellen Charakter. Wir achten es demzufolge als unseren Aufgabenkreis, die Rechte und Bedürfnisse der Studenten, insbesondere unserer farbigen Kommilitonen wahrzunehmen und nicht irgendeiner politischen Linie zu folgen. Deshalb hat sich der Verband einer materiellen Stellungnahme über Probleme, die nicht studentischen Charakter haben, zu enthalten.

Dr. Hunold, der Leiter des Institutes, hat sich u. a. beim VSETH erkundigt, wie sich nach den Vorträgen ausgiebige Diskussionen organisieren liessen. Wegen Platzmangels und Baurbeiten waren jedoch die Möglichkeiten zum vornherein beschränkt. Man kann ihm trotz seiner offenbar

eindeutigen Haltung nicht vorwerfen, er habe den Gegnern das Wort abzuschneiden versucht.

Da in der Eidgenössischen Technischen Hochschule das Prinzip der freien Meinungsäusserung gilt, wie uns die Schulleitung mitgeteilt hat, kann die offizielle Studentenschaft weder die eine noch die andere Ansicht protegieren oder patronieren. Im Sinne der Pflicht jedes Studenten, sich eine eigene Meinung zu bilden, begrüssen wir es jedoch, wenn in den Räumen der ETH auch der Gegenpartei Gelegenheit geboten wird, ihre Ansicht mit einem öffentlichen Vortrag zu vertreten.

Im Sinne des erwähnten Prinzips der freien Meinungsäusserung können wir die Vortragsreihe nicht als »unverantwortlich« bezeichnen; vom Schweizerischen Institut für Auslandsforschung darf man von öffentlicher Seite keine Rechenschaft fordern, da das Institut nicht offiziell ist.

Die Konzeption des VSETH verbietet uns, unseren persönlichen moralischen Urteilen offiziellen Gepräge zu verleihen.

St. Erhardt, Präsident

und eine Tat der Studentenschaft der Universität

Afrika und seine Probleme

So heisst der Vortrag, den Botschafter Dr. A. Lindt, Delegierter des Bundesrates für technische Zusammenarbeit, am 15. Juli in der Aula der Universität halten wird. Der Vortrag wird veranstaltet von der Studentenschaft der Universität Zürich. Er ist gedacht als Kundgebung der Sachlichkeit gegenüber der bekannten und vielbesprochenen Vortragsreihe des »Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung«, vorab im Hinblick auf die Aeusserungen von Sir Roy Welensky und Prof. Dr. Wahrhold Drascher. Der Referent, Botschafter Dr. A. Lindt, scheint uns der geeignete Mann, einen unvoreingenommenen und sachlichen Einblick in die komplexen Verhältnisse zwischen den zivilisierten Ländern und Afrika zu geben, Verhältnisse, die weder durch hilfreiche Gabenspendung noch durch die Schwarzweissmalerei eines rassistischen Huro-negebrülls zu klären sind.

Ohne auf die Angriffe zurückzukommen, die von verschiedensten Seiten an die Adresse des Auslandsinstitutes gerichtet wurden, seien kurz die Gründe dargelegt, die die Studentenschaft zur Organisation des Vortragsabends veranlassen:

Es geht primär um eine Ehrenrettung der Forschung; wer solche zu treiben verspricht, verschreibt sich einem hohen Wert, der hohe Verpflichtungen mit sich bringt. Es gehört zur Aufgabe der Universität, darauf zu achten, dass die Forschung rein bleibe und dem dauernden Suchen nach dem Wahren diene. Wo sie zum Vordring einer demagogischen Ideologie benützt wird, haben die Glieder der Universität Einspruch zu erheben, nicht aus politischen Erwägungen, sondern aufgrund ihrer Verpflichtung gegenüber der Idee der Universität.

Weiter sind wir zu unserem Vorgehen verpflichtet als Mitglieder der studentischen Welt und als Mitunterzeichner der »Deklaration von Leysin«, die in einem Internationalen Studenten-

tenschaften (VSS) an seinem 44. Jahreskongress in St. Gallen (28. 11. bis 1. 12. 63) in einer »Allgemeinen Grundhaltung«:

»1. gegen die Unterdrückung in jeder Form (Imperialismus, Kolonialismus, Neokolonialismus, Totalitarismus, Rassismus, Diktatur und soziale Ungerechtigkeit, so wie sie in der Deklaration von Leysin definiert sind) zu kämpfen,

2. zu diesem Zwecke alle Mittel einzusetzen, die der studentischen Bewegung offenliegen,

3. in der Aktivität der Schweizer Studenten den Grundsätzen des gegenseitigen Verständnisses, der praktischen Solidarität und der Zusammenarbeit mit den nationalen Studentenverbänden der Entwicklungsländer und jener Länder, die gegen den Kolonialismus kämpfen, den Vorrang einzuräumen und alles zu tun, um eine rasche und erfolgreiche Verwirklichung der in diesen Grundsätzen enthaltenen Absichten sicherzustellen.«

In all diesen Sätzen ist die Aufgabe, die wir angesichts der Vorträge eines Welensky und Drascher zu erfüllen haben, in aller Klarheit vorzeichnet. Umso seltsamer muss es anmuten, wenn diejenige Studentenschaft, die in St. Gallen die zitierte Motion »Allgemeine Grundhaltung« eingereicht hat, heute in einer Stellungnahme die Vortragsreihe des Auslandsinstitutes »nicht als unverantwortlich« bezeichnet und sich dazu bereit erklärt, sich mit Herrn Hunold und seinen Referenten an den gleichen Tisch zu setzen.

Es geht in der Stellungnahme zu der Vortragsreihe nicht um Politik, sondern um die Aufrechterhaltung einer Tradition, der sich vornehmlich die Schweiz in langen Jahren verpflichtet fühlte und die zu den trefflichsten Gütern abendändischer Kultur gehört; es geht um die Wertschätzung des Menschen und die Verteidigung der Möglichkeiten, die der Entfaltung aller seiner Kräfte dienen.

Michael Böhrer
Präsident der Studentenschaft der Universität

Dass der Rahmen aus Lorbeer diesmal nichts als ein so unschönes Wort umschliesst, ist kein Versehen des Photographen und auch keines der Druckerei, sondern das paradoxerweise seinen Grund gerade darin, dass das Bild, das wir hätten bringen können, das erfreueste gewesen wäre, das je die »Galerie« geziert hat. Man hätte ein ausgesprochen hübsches, fröhliches und sympathisches Gesicht gesehen, mit einem Ausdruck leichter Ueberraschung; und wir hätten damit ein altes Versprechen, nämlich dass in dieser Rubrik auch einmal das Porträt einer schönen Studentin erscheinen werde, eingelöst. Man hätte auf dem Bild aber auch noch einen reizvoll-drohenden Zeigefinger gesehen. Dieser (und nicht etwa der Egoismus der Redaktion) ist aber die Ursache davon, dass das Bild nun eben fehlt, und auch davon, dass ich mich so verkläutert ausdrücken muss. Sie sprach nämlich hold-energisch:



Die Begründung für dieses droifache »Ich verbiete es!« war gut: »Wie würde das wirken! Nein! All die Leute, die ich an der Uni kenne, was würden sie von mir denken, wenn sie mich in der Zeitung sähen! - Ich könnte mich ja nicht mehr zeigen in der Uni. Und am Tag, da der »Zürcher Student« dann aufliegt, da müsste ich zusehen, wie einer nach dem andern ein Blatt nimmt und aufschlägt, und müsste denken: Jetzt sehen sie dann gerade mein Bild - und jetzt sehen sie mich dann gerade vorbeigehen! Ich müsste mich ja verbergen! Und in der Uni, in den Pausen, wenn sie alle in der aufgeschlagenen Zeitung lesen, da käme es mir vor: Der und der und der - die lesen mich jetzt gerade. Nein! Also das wäre unerträglich!«

Das alles war so richtig und so ungemain natürlich, dass sich jede Widerrede eigentlich hätte verbieten sollen. Ich musste mir fast Zwang antun, eingedenk meiner Pflicht als Galeriebelieferer gleichwohl zu widersprechen. Das hatte die schöne Folge, dass sie die schöne Argumentation noch beredter und bewegter ausmalte, bekräftigte, beteuerte. Inzwischen war der eilends gerufene Kollege mit dem Blitzlichtapparat eingetroffen, blitzte unvermittelt; und ich versicherte, die Weigerung, das Veto selber, die Art, mit der sie es dargelegt, seien ein unwiderstehlicher Stoff für einen »Galerie-Artikel und könnten sowie ein Porträt sagen... schi

Post Scriptum der Redaktion: Bezüglich dieses Artikels können weder auf telefonische noch auf schriftliche Anfrage nähere Auskünfte gegeben werden.

SSR

Hast du deine Ferienpläne schon zu Ende geschmiedet? Noch nicht? Und du kannst einige Sprachen flüssig, du kennst den Knigge auswendig, du warst in der Tanzschule zwar kein Casanova, aber auch kein Mauerblümchen? Dann wirst du unser Mann, den wir gerne auf grosse Reisen schicken würden: Wir suchen noch einige Reiseleiter für Studentenreisen in diesem Sommer.

Wenn du Lust hast, so läute bitte sofort an: SSR, Tel. (051) 47 30 00, intern 11 (Duri Bardola). Wir verteilen die Reisen definitiv am kommenden Dienstag. Falls du Lust hast mitzumachen, solltest du dich daher bis spätestens Montag bei uns melden.

Ferien:

Hast du dich entschieden, in diesem Sommer keine Ferien zu machen? Hast du keine Zeit, kein Geld, oder hat dich die bessere Hälfte im Stich gelassen? Dann gib's nur eines: Schau im Büro des SSR herein. Wir haben für alle etwas vorbereitet. Danke daran: Reise mehr - dank SSR.

Schweizerischer Studentenreisendienst
Leonhardstr. 19 (unter dem Studheim)
Tel. (051) 47 30 00.

Wir stellen vor: Neuer Geschäftsführer im SSR ab 1. September ist Emly Heyne.

Vielleicht erinnern sich nicht wenige von Ihnen noch an den Polyball 1962, dessen Höhepunkt unbestreitbar das Auftreten einer marokkanischen Tanztruppe war, die uns in ihren Darbietungen durch eine ferne Fata Morgana an 1001 Nacht erinnerte. Als amtierender Musikchef hatte ich die Ehre, die Gäste aus Marokko während ihres Aufenthaltes in Zürich betreuen zu dürfen. Beim Verabschieden der Gäste wurde ich von Einladungen nach Marokko förmlich überhäuft; Einladungen, denen der Hauch orientalischer Gastfreundschaft zu eigen war.

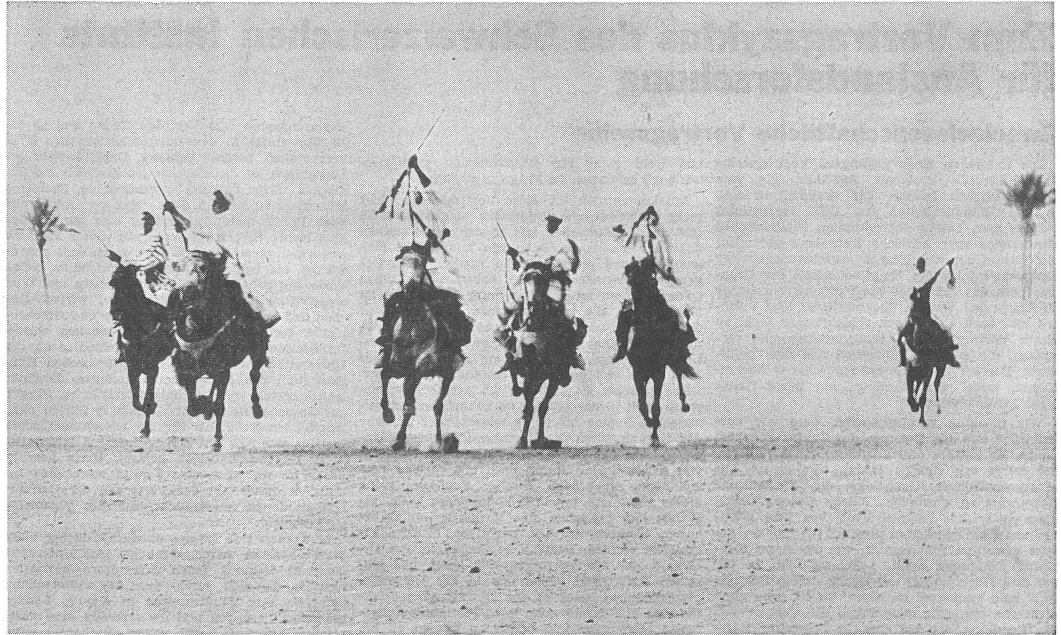
Die letzten Worte der Gäste waren: Wenn sie uns in Marokko zu besuchen gedenken, dann werden wir sie wie einen König empfangen und wir sind ihre ergebensten Diener. Sie werden sicher verstehen, dass solche Worte für einen Schweizer Balsam waren, und ich fasste den Entschluss, eine Reise nach Marokko zu starten unter dem Motto: »Einmal im Leben König sein«.

Ich kann Ihnen versichern, dass diese Reise für mich ein unvergessliches Erlebnis war.

Sie werden es mir sicher nicht verargen, wenn ich meine Eindrücke aus Marokko Ihnen durch Photographien zu vermitteln versuche, statt sie in Form eines langweiligen Artikels niederzuschreiben, weil mir der Umgang mit der Kamera viel vertrauter ist als der mit der Feder.

Vielleicht wird uns der Schweizerische Studentendienst nächstes Jahr mit einer Marokko-reise überraschen?

Bildbericht von Ernesto Semadeni



Marokkanische Fantasia.

Breite »kamen« (Berberzelte) liegen mit ihren geöffneten schwarzen Flügeln in der Ebene. Dieses mächtige Biwak stellt eine rhythmische und farbige Symphonie dar. Diese zarten Farbtöne, die die Festtrachten dem Sonnenlicht darbieten, sind harmonisch ineinander verschleiert. Der Silberschmuck der Gewehre sowie die mit Silberfäden verzierten Pferdegeschirre gleissen im flimmernden Sonnenlicht. Bei gegebenem Signal reissen die Fantasias (Reiterspiele) ihre Pferde in einer rhythmischen Gallopade mit sich. Die Pferdehufe trommeln, feine Staubschwaden nach sich ziehend, über den von der Sonne ausgetrockneten Boden. Aufrecht in ihren Steigbügeln stehend, feuern die Reiter donnernde Salven aus ihren »bonbas« (Gewehre) ab. Die Reiter heben ihre Gewehre hoch und zügeln ihre von Schweiß triefenden Pferde, die, die Beine in den Sand stemmend, ruckartig anhalten. Lebendiger und farbiger Spektakel. Plötzlich ertönt der »tamawayt«, eine sich langsam erhebende Stimme, die allmählich alle Zelte erreicht und die Reiter wie auf Befehl verschwinden lässt. An die Fantasia erinnert einen nur noch eine nach allen Seiten sich dicht ausbreitende Staubschwade.

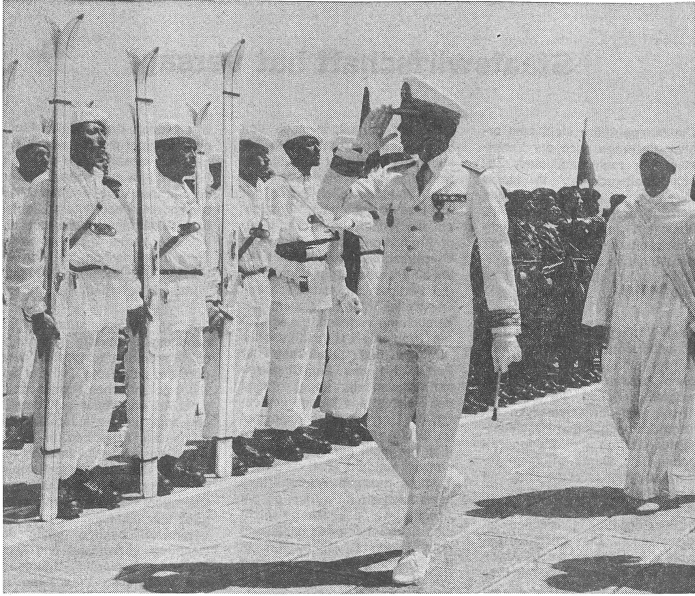
Marokkanische Impressionen

Die Medersa Karouine in Fes ist eine Hochschule, in der hauptsächlich Islamistik getrieben wird. Ihre Gründung geht auf die Meriniden-Dynastie (13. Jahrhundert) zurück, und sie ist ein Musterbeispiel spanisch-marokkanischer Architektur. Wohl den schönsten Ausdruck fand diese Architektur in der Moschee von Cordoba. Typisch für diesen Stil sind die schlanken Säulen, die hufeisenförmigen Bogen und die Gesimse aus geschnitztem Zedernholz.

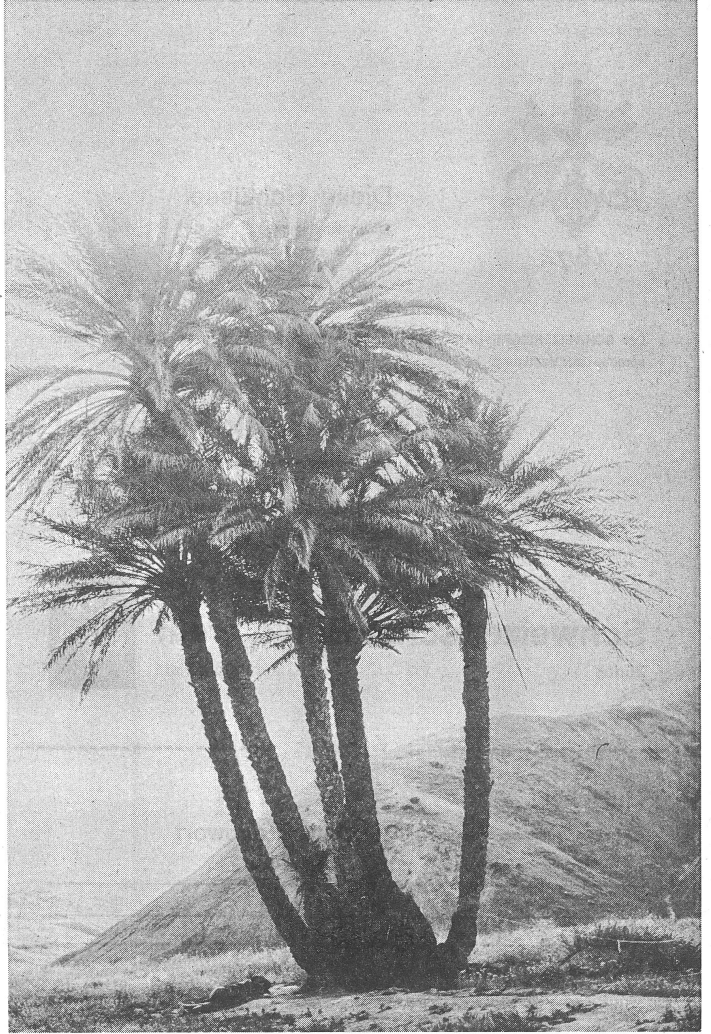


Kamelmarkt in Marrakesch





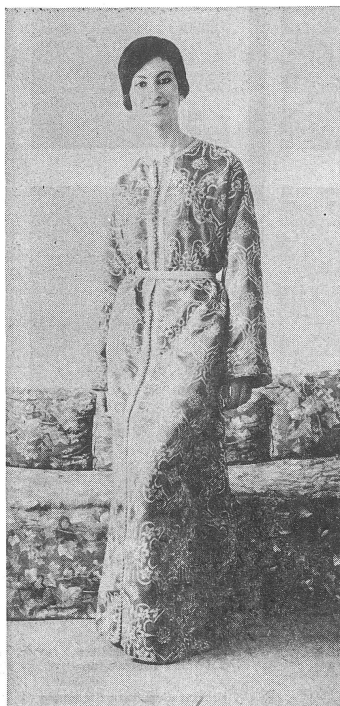
Truppenparade in Rabat.
Alljährlich feiert die Königliche Marokkanische Armee ihren Geburtstag mit einer Truppenparade, die durch Elitetruppen besetzt wird. Seine Majestät, König Hassan der II., und der Befehlshaber der Königlichen Marokkanischen Streitkräfte, gekleidet in der traditionellen Djellaba, nehmen die Ehrenbezeugungen eines Skidetafamentes entgegen.



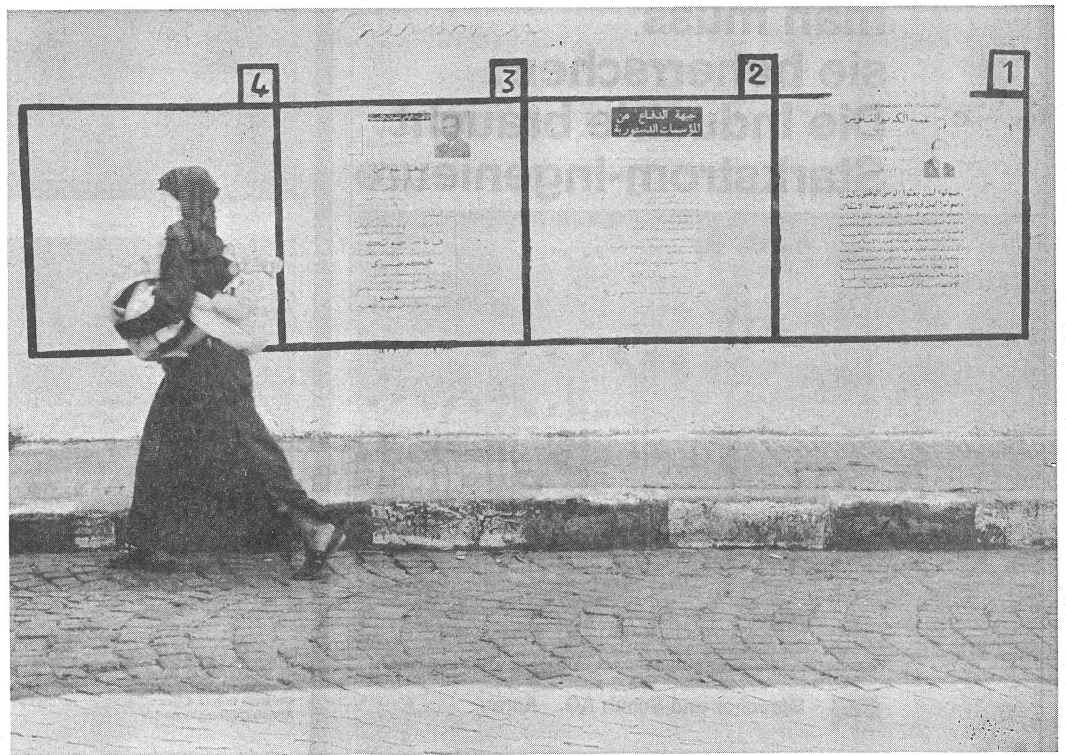
Oase Sidi Harazem.



Tänzerinnen aus dem Süden Marokkos.



Marokkanerin im traditionellen Festgewand.



Wahlpropaganda in der Medina von Rabat.



Diese Schlüssel

öffnen den Zugang
zur Lösung von Finanzproblemen.

Der SCHWEIZERISCHE BANKVEREIN stellt Ihnen aber auch den Schlüssel zur »Bank-sprache« zur Verfügung.

»Das Bank-Fachwort

und verwandte Begriffe allgemein verständlich«
heisst eine von uns herausgegebene Broschüre, die Sie mittels des untenstehenden Gutscheines bei jeder Niederlassung unserer Bank kostenlos beziehen können.

Schweizerischer Bankverein

Zürich

am Paradeplatz



Hier abtrennen

Gutschein

für 1 Exemplar unserer Broschüre **Das Bank-Fachwort**

Name: _____

Adresse: _____

Bitte als Drucksache einsenden an Schweiz. Bankverein, 8022 Zürich.

Staatwirtschaft hat versagt

Die Mirage-Affäre stellt zum ersten die Frage nach der Verletzung der rechtsstaatlichen Zuständigkeitsordnung. In klarer Missachtung des Beschlusses der Bundesversammlung vom 21. Juni 1961 wurde ein Flugzeug entwickelt und bestellt, das mit den Angaben in der bundesrätlichen Botschaft in keiner Weise in Einklang zu bringen ist.

Nach Vorliegen des ersten Zwischenberichtes der Kommission Dänzer sind die letzten möglichen Zweifel hierüber zerstreut worden. »Schon im Sommer 1961«, also gewissermassen am Tage der endgültigen Beschlussfassung durch die Eidgenössischen Räte, wurde an einem andern und viel teureren Flugzeug gearbeitet, als es die bundesrätliche Botschaft und der Beschluss der Eidgenössischen Räte vorsahen. Dies geschah, obwohl die Kriegstechnische Abteilung »zu diesem Zeitpunkt« — also im Sommer 1961! — darauf aufmerksam machte, dass allein durch das andere Elektroniksystem »bedeutende Mehrkosten« entstehen würden.

Hierin liegt das Eingeständnis, dass die Eidgenössischen Räte getäuscht worden sind. Diese Dinge näher zu ergründen, wird Sache der einzusetzenden parlamentarischen Untersuchungskommission sein.

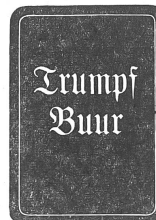
Die zweite Frage, die sich stellt, ist diejenige nach dem Flugzeug, das nun schliesslich beschafft werden soll. Sie darf und kann

nicht mit derjenigen nach den Verantwortlichkeiten für das Geschehene vermischt werden, obwohl dies immer wieder versucht wird. Wahrscheinlich haben wir nur die Wahl, unter Verzicht auf die Weiterführung der Mirage-Produktion, den »teuersten Schrotthaufen der Weltgeschichte« zu erwerben oder dann eben die Fertigstellung zu bezahlen. Wir wollen hier aber nicht der Versuchung verfallen, die schweren Probleme der militärischen Strategie und Taktik aus der Perspektive des Sanitätsgefreiten abzuwandeln. Hingegen zeigt das Beispiel des Mirage eindeutig, dass es für einen Kleinstaat im Gebiet der Rüstung Grenzen gibt, die nicht nur durch die Finanzen, sondern auch durch die Technik gezogen werden. Man muss auch erneut prüfen, ob die Anschaffung des Mirage nicht eine Schwächung des militärisch notwendigen Gleichgewichts in der Dotierung der verschiedenen Waffengattungen zur Folge haben kann.

Die dritte Frage mündet direkt im politischen Bereich. Es ist un-

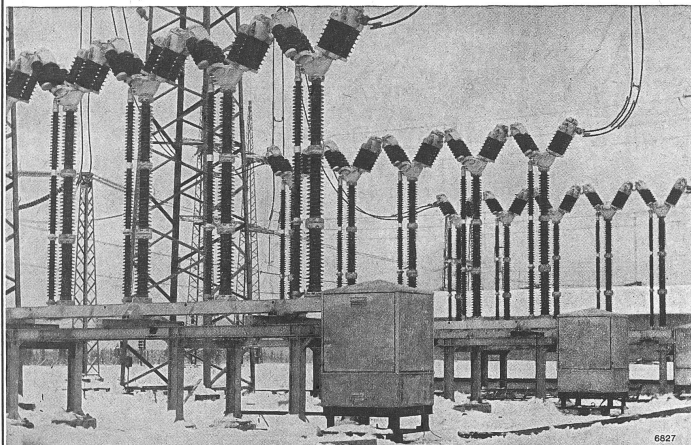
verständlich, dass man zuständigerorts nicht merken wollte, wie man mit dieser Affäre das politische Klima auf lange Zeit verdorben hat. Das erhöhte Misstrauen in behördliche Zahlen und Erklärungen kann auf unheilvolle Weise mancher wichtigen militärischen und zivilen Vorlage der nächsten Zeit zum Verhängnis werden.

Bei den parlamentarischen Verhandlungen musste allerdings mit Befremden festgestellt werden, dass sich ein Teil der sozialdemokratischen Prominenz in einer Art und Weise aufplusterte und zum Richter aufspielte, die durch die Tatsachen in keiner Weise gerechtfertigt ist. Der Mirage ist das klassische Beispiel einer staatlichen Beschaffungs-Operation, bei welcher nur eines ganz klar ist, nämlich, dass die Verantwortlichkeiten völlig im Gestrüpp verwickelter und komplizierter Kompetenz-Unordnungen untergehen. Was hätte es für ein Geschrei gegeben, wenn einer die Forderung erhoben hätte, das Mirage-Projekt solle unter der Oberleitung eines privaten industriellen Konsortiums verwirklicht werden! Die Herren Sozialdemokraten haben nun den schlagenden Beweis, wie es herauskommt, wenn man solche industriellen und organisatorischen Unternehmungen grössten Ausmasses in die Hand staatlicher Instanzen legt. Sie sind ihnen einfach nicht gewachsen. Die Rechnung, die uns heute präsentiert wird, geht in erster Linie auf das Konto des Versagens der Staatwirtschaft.



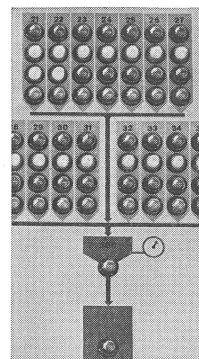
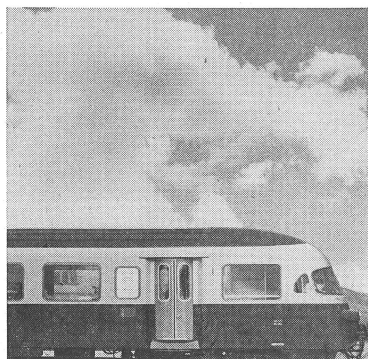
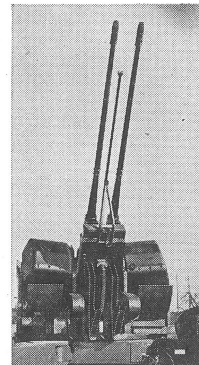
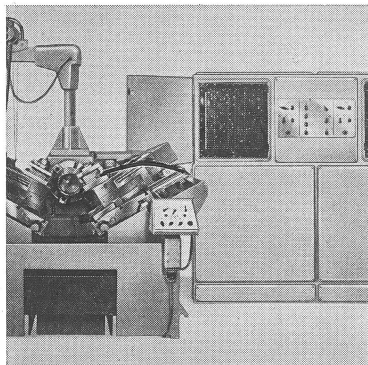
Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich 32

Es genügt nicht, die Fortschritte der Technik zu erkennen, man muss sie beherrschen: Die Industrie braucht Starkstrom-Ingenieure



Oelamer Leistungsschalter mit Mehrfachunterbrechung für 420 000 V, in Kilforsen, Schweden

S&S Sprecher und Schuh AG. Aarau



Werkzeugmaschinenfabrik
Oerlikon Bührle & Co.
Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen
für die Metallbearbeitung

Infanterie- und
Fliegerabwehrgeschütze
5 u. 8 cm Pulverraketen

Druckluft-Bremsen
für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung
von Mischprozessen und
Fabrikationsvorgängen

Telefon 051/463610

D-89

Problem: Frauenstimmrecht

Kabale und Liebe

Immer wieder hört man schöne Worte zugunsten des Frauenstimmrechts. Man hört von den gewaltigen politischen Interessen und dem unerschöpflichen politischen Wissensdurst, der in unseren Schweizer Frauen schlummert und nur wegen der hinterwäldlerischen Engstirnigkeit und Dummheit der Schweizer Männer daran gehindert werde, gloriös zu strahlen und zu leuchten. Man hört Worte, sage ich. Wie aber steht's mit den Taten? Was leistet z. B. die Zürcher Studentin, die man doch als für die Schweizer Frau repräsentativ ansehen kann, auf politischem Gebiet?

Nichts.

Weniger als nichts; gar nichts.

Diese traurige Tatsache (traurig nur für die Frauenrechtlerinnen, die damit auf eindeutigste wiederlegt werden) erhellt ganz klar der politische Abendschoppen, der, von Studenten beider Hochschulen besucht, auch dieses Semester wieder in regelmäßiger Folge abgehalten wird. Überall hängen Plakate herum, wo auch jede Studentin lesen kann, dass er existiert. (Nur damit keine behauptet, sie wisse nichts davon.)

Hätten nun die Frauenrechtlerinnen recht, dann müsste der Andrang der Kommilitoninnen auf diese studentisch-politische Veranstaltung enorm sein. Denn hier wiegt das Gewicht eines weiblichen Diskussionsbeitrages genau so schwer wie das eines männlichen, hier herrscht keine »Diskriminierung«.

Nichtsdestoweniger:

- An der Eröffnungsparty teilte mir der Diskussionsleiter bekümmert mit, es habe sich leider nur 1 (eine) Studentin zur Teilnahme am politischen Abendschoppen angemeldet.
- Am ersten Abendschoppen, an dem Ständerat Zellweger ein höchst aufschlussreiches Referat über jüngste Entwicklungstendenzen des Kommunismus hielt und hernach in äusserst sachkundiger Weise diesbezügliche Fragen beantwortete, erschienen von der in Zürich studierenden Elite der angeblich so ungemein politischen Schweizer Frau ganze zwei Stück.
- Am zweiten Abendschoppen, der Mittwoch, den 17. Juni, stattfand, stellte sich Prof. v. Salis, eine wirkliche Kapazität auf diesem Gebiet, zu einer Diskussion über die schweizerische Neutralität zur Verfügung — ein Thema, das doch nun wirklich jedem Schweizer, so er wirklich

Im Bewusstsein dessen, was der »zürcher student« ist, was er — je nach momentanen Beurteilungen — vielleicht nicht für alle ist, was er aber zumindest sein sollte: nämlich eine von Studenten für Studenten geschriebene Zeitung, fühlen wir, die Redaktion, uns verpflichtet, von den uns zugeschickten Manuskripten schreiblustiger Studenten doch immer so viele wie möglich abzu- drucken, und dies soweit es geht, ohne Kommentar. Mit der überall üblichen Bemerkung, die Meinungen eines Verfassers entsprechen nicht unbedingt denjenigen der Redaktion, haben wir sogar die bequeme Möglichkeit, weitgehend auch Artikel erscheinen zu lassen, die unserer Ansicht nach falsche, unlogische (oder belanglose) Gedanken enthalten.

Es ist nun sicher erfreulich, dass in der letzten Zeit die Studenten immer mehr zur Schreibmaschine greifen und uns für den »zürcher student« Manuskripte schicken, seien das nun Antworten auf schon erschienene Artikel, seien es Ideen zu irgendeinem Thema. Wir erachten es aber auch als unsere Aufgabe, insofern auf die inhaltliche (und graphische) Gestaltung der Zeitung einzuwirken, als dass diese nicht zu einem Sammelurium von verschiedensten Artikeln über verschiedenste Themen wird, das heisst: wir versuchen nach Möglichkeit, dem »zürcher student« ein Gesicht und eine (wenn auch nur sehr grobe) Linie zu geben.

Aus solchen Beweggründen heraus wird der Leser nun, so hoffen wir, verstehen, warum wir von uns von einem Studenten zugeschickten oben abgedruckten Artikel »Kabale und Liebe« wohl erscheinen lassen, warum wir aber nicht verantworten wollen, ihm kommentarlos abzu- drucken. Immerhin sollte solchen Gedankenäußerungen, wie sie hier geäußert werden, eine Antwort gegenübergestellt werden, die jedem ermöglicht, sich selbst eine Meinung zu bilden. Etwas diskutabler, jedoch noch durchaus vertretbar scheint uns der andere Weg: ein Redaktor nimmt zu diesem Artikel so Stellung, dass er ihn als einen Ausdruck einer vorhandenen Meinungsströmung vieler anschaut und nun zu einem Grossangriff gegen diese Strömung ansetzt. Auch hier kann jeder sich immer noch der einen oder andern Ideenfolge anschließen, je nachdem . . .

interessieren oder nicht. Eine Aussage wie »Es ist eine Tatsache, dass Frauen sich nicht für Politik interessieren« ist zu einfach zu bequem und nicht wahr; es gibt im Ausland, wo es eher sichtbar ist, und in der Schweiz politisch interessierte Frauen. Dass sie hierzulande (vielleicht) die Minderheit in ihrem Geschlecht bilden, mag gerade daher kommen, dass sie weder wählen noch stimmen dürfen.

Aber solange in der Schweiz — in Sachen Steuern z. B. — die Frauen gleiche Pflichten wie die Männer haben, ist es eine Sache der simplen Gerechtigkeit, dass sie auch die gleichen Rechte erhalten. Auch wenn nur eine Frau in der Schweiz das Frauenstimmrecht wollte und alle anderen daran nicht interessiert wären (und: eine Studentin ist ja auch am politischen Abendschoppen erschienen), so ist es eine verborbene und dünnkelhafte Manier der Schweizer Männer, es ihr (und damit, anders geht es nicht, auch allen anderen) nicht zu geben. Und es ist vollkommen egal, ob dann die Politik »besser« wird oder nicht; es ist vollkommen egal, ob dann nur ein Prozent der Frauen zur Urne gehen oder mehr. Darum finde ich auch die Bemerkung, dass, wenn nur wenige Frauen sich politisch betätigen, »die Frauenrechtlerinnen auf eindeutigste widerlegt« sind, nicht stichhaltig.

Noch eine Schlussbemerkung: Es spricht aus diesem Artikel eine politische Haltung, die meines Erachtens einem 60jährigen Ortsvorsteher

einer liberalen Partei nicht, einem jungen Studenten aber wohl anzukreiden ist: die Haltung der Selbstzufriedenheit, der Selbstüberzeugtheit des Schweizer. Diese Haltung, wiewohl sie staatlich und expo-gefördert und durch die schweizerische Bibel NZZ grosso modo unterstützt wird, ist zum grössten Teil daran beteiligt, dass unser Land politisch einschläft. Eine Minderheit geht noch an die Urnen, stimmt aber oder wählt, ohne die Zeit für das dafür einfach notwendige Denken zu opfern (es ändert sich ja sowieso nichts); die Abstimmungen haben dementsprechend unlogische, emotionale bedingte Resultate. Man erinnere sich nur an die Zürcher Abstimmung über die Fleischhale, an den Aargauer Expo-Kredit, an den Kredit für die Basler Komödie. Wenn nun wir Studenten, zukünftige Akademiker, schon die Einstellung haben »Es ist alles in Ordnung, wie es ist« (aus welcher nur ein solcher Artikel wie »Kabale und Liebe« hervorgehen kann), dann wird das politische Erwachen der Schweiz einfach noch länger hinausgezögert, so dass es, wenn es dann kommt (und es wird kommen), um so penibler sein wird.

In diesem Sinne ist der oben abgedruckte Artikel meines Erachtens beschämend, und darum war eine Antwort auf ihn nötig, auch eine Antwort von einem Studenten, nicht einer Studentin, wie es Harro von Senger erwartet hatte, also von einem, der das Stimmrecht schon hat.

L'homme de 1980 sera-t-il plus heureux que celui d'aujourd'hui ?

Penses-tu que le développement des sciences et des techniques — humaines et morales comprises — nous prépare pour demain un monde meilleur? Sommes-nous — toute utopie et folle des grandeurs mises à part —, allons-nous être, universitaires et jeunes scientifiques, les artisans d'un échelon nouveau du progrès technique et éventuellement même du progrès de l'humanité en général? On peut, semble-t-il, admettre sans vouloir jouer au prophète de sensationnel ni céder à un enthousiasme facile que dans les domaines limités de la recherche scientifique s'annoncent le franchissement de seuils comparables dans leur signification pour l'humanité à ceux de la poudre à canon, de l'aviation, de l'électricité, etc. Je pense par exemple aux dernières études du cerveau (Massachusetts Gen. Hospital, Hyden en Suède...) ornant de plus en plus près le mécanisme de la pensée et permettant d'envisager une action extérieure sur elle, au pari de l'espace (de la lune pour débiter!) (NASA, OAO...), aux recherches sur la structure des molécules vivantes et porteuses de l'hérédité (ADN), à l'aide de diffraction des rayons X (Perutz, Crick, Wilkins en Angleterre) offrant la perspective d'une action directe sur le code héréditaire, au développement des Laser, des générateurs magnéto-hydrodynamique, des applications de la supra-conductibilité (Computers sub-miniature, transformateurs, aimants puissants, ...) etc. etc.

Tu me diras qu'il y a un long chemin à parcourir entre ces théories avancées, cas techniques de laboratoire et leurs réalisations pratiques à la portée de tout le monde; et tu as raison. J'ajouterais même, en tant qu'élève-ingénieur: pénible chemin! Sans parler de tous les problèmes connexes d'ordre social, économique, politique, moral qui restent à résoudre pour que l'homme arrive à vivre dans un monde meilleur.

Les sociétés vont devoir appliquer face au problème travail humain-automatisme cette souplesse d'adaptation acquise peu à peu depuis la révolution industrielle. L'augmentation du temps de loisir par rapport au temps de travail posera le problème de son utilisation judicieuse et constructive. La croissance du bien-être technique et physique demandera une adaptation de la conscience humaine.

Un équilibre des potentiels économiques (économie mondiale planifiée) va devoir remplacer le fossé ahurissant qui sépare les peuples dynamiques, industrialisés et les pays sous-développés ou même les peuples tout à fait ariérés. Le courant de supranationalisation de ces problèmes devra prendre la place des nationalismes ou même régionalismes (Europe-Unie) égo-centriques — le peuple suisse a son petit effort à fournir dans ce domaine, ainsi qu'à représenter sa solution fédéraliste éprouvée dans deux pays (la minuscule Suisse et les immenses Etats Unis). — Une économie dont le centre et l'intéressé moteur sera ce qu'on produit, ce qu'on fait, ce qu'un produit ou une invention apportent de progrès réel devra remplacer peu à peu l'économie basée sur le gain financier — quelques conditions favorables n'apparaissant dans la protection de la propriété intellectuelle, les groupements d'intérêts des acheteurs (Warentest), l'évolution des techniques vers un coût toujours plus minime des mêmes productions, l'accession de couches toujours plus larges de la population à une culture scientifique réelle.

Tu diras: Voilà de belles et grandes idées, mais qui ne reposent sur aucune réalité. Cela repose au contraire sur quelque chose de bien précis: sur nous, notre vocation et notre formation de scientifiques, d'ingénieurs ou d'universitaires de demain. Mais avons-nous tous choisi notre profession en choisissant le risque qu'elle comporte? Risque d'être pris dans l'engrenage et de ne pas avoir le temps (le temps d'atteindre le but fixé et simplement d'être un homme). Notre école choisit-elle bien les moyens de formation propre à diminuer ce risque et à nous inscrire

dans la perspective décrite en tête de cet article? Cherche-t-elle dans sa structuration et dans les adaptations de ses programmes à rester dans la course du développement scientifique au lieu de recherche moderne et dynamique, et surtout à faire profiter ses étudiants de ces activités découvertes? Garde-t-elle un contact suffisant avec les étudiants formés et pratiquant leur profession à l'aide d'un enseignement de réalignement effectif et intense? Assure-t-elle un drainage suffisamment rationnel et large des potentiels intellectuels par une démocratisation consciente des études?

Toutes ces questions ne sauraient recevoir de réponse générale et lapidaire. Mais qui osera nier que des problèmes restent encore à résoudre dans ces domaines d'une manière beaucoup plus satisfaisante qu'ils ne le sont actuellement? Tu diras: Nous n'allons pourtant pas «faire le râleur et critiquer sans cesse. — Pas plus que nous continuerons à accepter tout de la »Lehrmaschine« sans le repenser nous-mêmes face à nos responsabilités de demain. Nous devons imiter nos modèles, les grands savants et grands novateurs industriels: rester ouverts à tout ce qui entoure et accessibles à toute nouvelle idée, même à celles qui pourraient paraître absurdes et contiennent en germe un nouveau progrès.

Le lecteur de cet article doit probablement secouer la tête avec compassion en pensant: quel philosophe! Je lui dois en effet des excuses: j'ai présenté en un ramassis plutôt disparate des questions demandant chacune une longue étude et qui furent l'occasion de tables rondes et de discussions individuelles lors d'une interview internationale de délégués de quelques grandes universités européennes, organisée par le périodique français »Réalités« (Paris). Je suis déçu à cette rencontre pour représenter l'EPF. Les opinions et idées alors émises et discutées feront l'objet d'un article de Pierre Marchand dans le numéro spécial de juin consacré aux problèmes qui se posent à l'homme face aux développements de la science. Je ne pourrais trop recommander cette lecture aux camarades intéressés par ces problèmes et pas trop dégoûtés par ma prose.

Louis Ribordy, cand. el. ing.

Eine Sache der simplen Gerechtigkeit

Da dieser Artikel leider Ausdruck einer Stimmung nicht eines einzelnen, sondern vieler ist, verlangt er eine Antwort, eine scharfe und direkte Antwort.

Ich versuche zuerst, die in dem etwas wirren und offenbar wesentlich überspitzt formulierten Artikel geäußerten Argumente gegen das Frauenstimmrecht in der Schweiz herauszustrichen. Es sind deren drei:

1. An zwei politisch äusserst interessanten Sitzungen des politischen Abendschoppens der Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen erschien einmal eine, einmal keine Studentin. Also ist die Studentin und mit ihr allgemein die Frau von heute politisch uninteressiert und wünscht das Frauenstimmrecht gar nicht.

2. Die Politik ist in den letzten 50 Jahren in allen Ländern, auch denjenigen mit Frauenstimmrecht, härter, brutaler geworden, während die Schweiz ohne Frauenstimmrecht »über hundert Jahre keinen Krieg mehr erlebt« hat und »friedlich, von der Welt geachtet und bewundert« ist.

3. Die Frau hat — meist auf negative Art — mit »Kabale und Liebe« politische Geschichte gemacht; hier war und ist ihr eigentliches Betätigungsfeld. Von Natur aus ist sie jedoch nicht für Politik geschaffen.

Zuerst zum zweiten Argument:

Niemand wird sagen können, ob die Politik mit oder ohne Frau »besser« wird. Aber es scheint mir doch nicht möglich, den Unfrieden in der übrigen Welt mit dem dortigen Mitpolitisieren der Frauen, den Frieden und die Prospe-

rität in der Schweiz mit dem hiesigen Nicht-miteinbeziehen der Frauen in die Politik auch nur irgendwie in einen kausalen oder andern Zusammenhang zu bringen. Eine Begründung dieser Behauptung, ist in der Kürze dieser Antwort kaum möglich und wohl auch gar nicht nötig; man lese ein Geschichtsbuch aus neuerer Zeit.

● Tatsächlich erschien aber an diesem Abend überhaupt keine Studentin.

Damit gab die Zürcher Studentin eine sehr eindrucksvolle Kostprobe von ihrem eigenen politischen Interesse wie auch von dem der Schweizer Frau, deren geistige Elite sie darstellt.

Die Frau ganz allgemein hat — mit wenigen die Regel bestätigenden Ausnahmen — die Weltgeschichte nicht durch politisches Geschick, sondern — meist negativ — durch Kabale und Liebe beeinflusst. Seit Beginn dieses Jahrhunderts haben dessenungeachtet die meisten Staaten der Welt der Frau die politische Gleichberechtigung gegeben.

Ich möchte nun aber die Frauenrechtlerin sehen, die mir beweisen kann, dass in einem dieser Länder die Politik seit dieser »Emanzipation« auch nur um einen Deut ethischer, moralischer, positiver, erfreulicher geworden sei. Im Gegenteil: die Weltpolitik hat in den letzten 50 Jahren an Grausamkeit, Härte und Barbarei eher zugenommen. Trotz der Frau.

Die Schweiz gehört indes zu den wenigen Ländern, die dieser politischen Modeströmung der Frauenemanzipation noch nicht gefolgt sind. Das pflegt man meist mit einem mildtadelnden Lächeln zu konstatieren. Und trotzdem ist die Schweiz mit das einzige Land auf der Welt, das seit über hundert Jahren keinen Krieg mehr erlebt hat, das friedlich und von der Welt geachtet und bewundert alle Schrecknisse und Heimsuchungen dieses Jahrhunderts durchstanden hat. Ohne Frau.

Kein Mensch nimmt es der Frau im allgemeinen und der Schweizerin im besonderen übel, dass sie nun einmal von Natur aus nicht für die Politik geschaffen ist, dass sie kein Interesse an der Politik hat. Das hat ja die Natur wohl nicht willkürlich so eingerichtet. Aber die Frau soll es doch offen zugeben und — wenigstens in der Schweiz — ihren ganz und gar den Tatsachen widersprechenden Kampf für politische Gleichberechtigung aufgeben.

Denn eine Tatsache wiegt hundert schwindelnde Behauptungen auf. Harro von Senger

Zum dritten Argument: Dass mit »Kabale« Politik getrieben wurde und wird, ist klar, aber die Männer betreiben solches sicher ebenso: es existieren in der Geschichte nicht nur Kleopatras und Angela Borgias, sondern auch männliche Borgias und Talleyrands.

Und dass die Frauen für Politik nicht geschaffen seien, ist ein Gericht, das die Männer seit Urzeiten und vor allem seit Gotthelf (nichts gegen Gotthelf, aber er lebte zu anderer Zeit) in der Schweiz pflegen. Frauen im Ausland haben das Gegenteil bewiesen. Man denke an Frau Golda Meir, Frau Bandaranaike u. a. m. Immerhin kann man hier in guten Treuen zweier Meinungen sein, was einzelne Frauen betrifft, Verallgemeinerungen sind jedoch einfach nicht zutreffend.

Zum ersten Argument:

Es wiegt am stärksten, ist am meisten verbreitet und ruft deshalb nach einer etwas eingehenderen Antwort.

Sicher ist, dass man auch hier nicht verallgemeinern darf. Männer und Frauen sind Individuen, die sich pro domo eben für Politik

PLAUSCH

Das Feuerlied

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waffer ohne Eaft und Kraft,
Gernach für Fröfche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Wärmereschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein und schenket Wein.

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen
Und alle Herzensherrlichkeit
Im neuen Jänner längst erfossen,
Und alles Leben bißje Leid,
Wärf du nicht in der Wäsenet
Des Nutes Sporn, der Sorge Tod.

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Luft der Lieder und der Wäfen,
Die Luft der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblat,
Das Wunder glaubt und Wunder tut.

E. M. Arndt

AARAU AROSA ASCONA AU/SG BADEN BASEL BELLINZONA BERN
 BIASCA BIEL BRIG BRISSAGO BULLE CHATEL-ST-DENIS CHIASO CHUR
 COUVET DAVOS DÜDINGEN FLAWIL FLEURIER FRAUENFELD FRIBOURG
 GENEVE GLATTBRUGG GRINDELWALD INTERLAKEN KREUZLINGEN LA
 CHAUX-DE-FONDS LAUSANNE LICHTENSTEIG LIESTAL LOCARNO
 LUGANO LUZERN MARTIGNY MEDRISIO MONTANA MONTHY
 MONTREUX MUTTENZ NEUCHÂTEL NYON OLTEN PESEUX PRILLY
 RAPPERSWIL RORSCHACH RÜTI ST. GALLEN ST. MORITZ SCHLIEREN
 SIERRE SION SOLOTHURN THUN VERBIEB VEVEY VISP WENGEN
 WETTINGEN WETZIKON WIL WINTERTHUR WOHLLEN YVERDON ZERMATT
 ZOLLIKON ZÜRICH

Für alle Bankgeschäfte



Schweizerische Bankgesellschaft

Union de Banques Suisses

Hauptsitz: Zürich, Bahnhofstraße 45, Tel. (051) 29 44 11

SULZER



Sozial aufgeschlossen
fortschrittlich
weltweit

**Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur**

Konzerngesellschaften in: Winterthur: Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik, Zürcherstr. 41; London W. C. 1: Sulzer Bros. (London) Ltd., Bainbridge Street; Paris 7e: Cie de Construction Mécanique Procédés Sulzer, 19, rue Cognacq-Jay; Paris 11e: Société Anonyme Chauffage Sulzer, 7, av. de la République; Bruxelles 5: Société Anonyme Belge Sulzer Frères, Chauffage et Ventilation, 13, Avenue Marnix; Amsterdam-C: Gebroeders Sulzer Nederland N. V., Singel 146; Oslo: Sulzer Brothers, Nordisk Aksjeselskap, Riddervolds gate 7; Stuttgart-S: Gebrüder Sulzer, Heizung und Lüftung GmbH, Furtbachstr. 4; Wien III: Gebrüder Sulzer (Wien) GmbH, Am Heumarkt 13; Madrid: Sulzer Hermanos S. A., Apartado 6050; Lissabon: Sulzer Irmaos Ltda., Apartado 2702; New York (6) N. Y.: Sulzer Bros. Inc., 19 Rector Street; Spartanburg S. C. (USA): Sulzer Bros. Inc., Textile Machinery Division, P. O. Box 1895, 207 Magnolia Street; Montreal 6: Sulzer Bros. (Canada) Ltd., 1310 Greene Avenue, Suite 850; Mexico 1, D. F.: Sulzer Hermanos S. A., Apartado postal 7183; Rio de Janeiro: Sulzer do Brasil S. A., Caixa postal 2435; Buenos Aires (R 74): S. A. Sulzer Hermanos S. I. L., Avenida Belgrano No 865, 2° P.; Beirut: Sulzer Bros. Ltd. & SLM Winterthur, Middle East Consulting Office, P. O. B. 5317; Johannesburg: Sulzer Bros. (South Africa) Ltd., P. O. Box 930; Singapore: Sulzer/SLM Central Office for S. E. Asia, Newton P. O. Box 8; Tokyo: Sulzer Brothers (Japan) Limited, C. P. O. 147. Vertreter in allen andern Ländern.

Gestern, heute, morgen ...

*Im Namen Gottes des Allmächtigen!
 Die schweizerische Eidgenossenschaft, in der
 Absicht, den Bund der Eidgenossen zu befesti-
 gen, die Einheit, Kraft und Ehre der schwei-
 zerischen Nation zu erhalten und zu fördern,
 hat nachstehende Bundesverfassung angenom-
 men:*

(Präambel der Bundesverfassung)

Im Namen des Staates! Die Schweiz, in der Absicht, Wohlstand, soziale Sicherheit und Frieden zu gewährleisten usw. – Könnte nicht so oder ähnlich schon heute die Präambel zu einer schweizerischen Bundesverfassung lauten? Sind wir noch eine »schweizerische Eidgenossenschaft«, oder ist dieses Anno 1848 zweifellos noch Ehrfurcht und Begeisterung auslösende Wort heute nicht bloss noch gut genug, um auf unseren Fünftelbären zu stehen? Und was heisst denn schon »Einheit, Kraft und Ehre«?

Was würden wohl die Gründer der Eidgenossenschaft, die Schöpfer unserer Bundesverfassung heute sagen, wenn sie feststellen müssten, wie viele Bürger bereit sind, ja geradezu danach verlangen, ihrer Verantwortung entzogen zu werden? Würden nicht jene Männer, welche Tage und Nächte über ihrem Werk, der Bundesverfassung, brüteten, wohl mit der vornehmlichsten Absicht, diese Eidgenossenschaft zu festigen und zu erhalten, heute den Mahnfinger erheben und sagen: Gerade das haben wir nicht gewollt. Wir haben seinerzeit die Bundesbehörden nicht mit so wenigen Kompetenzen ausgestattet und dem Bürger nicht so viel Verantwortung auf die Schultern gelegt, damit ihr Schweizer heute einem Staate, den wir nicht wollten, alle eure Macht in den Schoss werfen könnt. – Die Sammelstelle für verloren gegangene Macht und Verantwortung ist in Bern! Das meinten wir, als wir im letzten Inserat vor der Wohlstandssozialisierung warnten, durch welche wir über Nacht und ganz schmerzlos unseres Subjekt-Seins – unseres Eidgenossen-Seins – verlustiggehen könnten. Der Wahn ist kurz ... Sicher ist die Erweiterung der Befugnisse des Bundes dann und wann vonnöten. Wollen wir es uns aber nicht das nächstmal doch mindestens zweimal überlegen?

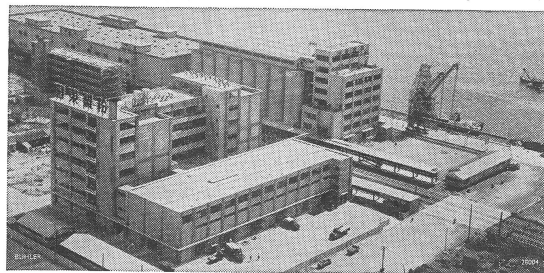
Ganz nebenbei: Es zeugt natürlich nicht von grösster Lauterkeit, wenn man ob einer Mirage-Affäre ein grosses Lamento loslässt, auf der andern Seite aber einer Verwaltung, welche einer Eidgenossenschaft und nicht einem sozialisierten Zentralstaat Genüge tun muss, täglich neue Lasten aufbürden will! Auch diese Angelegenheit gehört zum obigen Kapitel.



**FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH**

280 Tonnen Weizen täglich

werden in dieser durch unsere Firma in Japan
 erstellten Grossmühle zu Mehl verarbeitet. —
 Das sind Aufgaben, zu deren Lösung wir un-
 ser ganzes Wissen und Können einsetzen.



Unser Lieferprogramm umfasst gegen 800 ver-
 schiedene Spezialmaschinen folgender Bran-
 chen:

Mehlmüllerei-, Futtermüllerei, Brauerei, Oel-,
 Teigwaren-, Schokolade- und Farbenindustrie,
 ferner Silo- und Speicherbau, Bau von Druck-
 gussmaschinen und Maschinen für die Plastik-
 verarbeitung, pneumatische und mechani-
 sche Transportanlagen, Anlagen für Kehr-
 richtvermahlung.

Spritzgusswerk in St. Gallen-Winkeln, Kun-
 denguss.

Unsere Auslandsorganisation mit 11 Allian-
 zhäusern und über 60 Vertretungen umspannt
 die ganze Erde.

BUHLER

**Gebrüder Bühler
Maschinenfabriken
Uzwil / Schweiz**

das ECHO

Zum Problem der Militärdienstverweigerung

In der Nr. 1 des »Zürcher Studenten« hat Toni Lienhard einen Artikel mit dem Titel »Ignorierter Pazifismus« veröffentlicht. Er protestiert dagegen, dass mehrere Zeitungen in ihrer Berichterstattung über den Ostermarsch die Teilnehmer an dieser Manifestation kurzerhand in zwei Kategorien eingeteilt haben: Kommunisten und naive junge Leute. Lienhard macht darauf aufmerksam, dass der Ostermarsch nicht so leicht abzutun ist; denn möglicherweise seien an Ostern auch viele junge Leute mitmarschiert, die – ohne Kommunisten oder Naive zu sein – aus ethischen oder religiösen Gründen den Militärdienst in Frage stellen. Mit vollem Recht wird in diesem Artikel betont, dass man über die Probleme und Gewissensnöte dieser Leute nicht so leichtfertig hinweggehen darf. Nach einer Erörterung des Problems, wie es sich in der Perspektive des Militärdienstverweigerers aus Gewissensgründen stellt, weist Lienhard auf die Lösung hin, die es erlauben würde, der Gesinnung dieser Leute gerechter zu werden: die Einführung eines Zivildienstes.

In der Nr. 2 des »Zürcher Studenten« hat nun Yves Genre eine Entgegnung zu Lienhards Artikel publiziert. Er wirft Lienhard vor, er habe das Problem der Militärdienstverweigerung einseitig dargestellt. In diesem Punkt gehe ich mit Genre durchaus einig. Andererseits bin ich der Ansicht, dass auch Genre das Problem nicht in seiner ganzen Tiefe erfasst hat und dass Lienhards Artikel doch Beachtenswertes enthält. Aus diesem Grund möchte ich hier versuchen, die Diskussion um einige Schritte weiterzuführen.

In beiden Artikeln wird deutlich ausgesprochen, dass es bei der erörterten Frage um ein ethisches Problem geht. Dieses Problem formuliert Lienhard folgendermassen: »Kann der Staat mich zwingen, vorerst einmal 17 Wochen meines Lebens zu verbringen, um zu lernen, wie man möglichst effektiv, im Verband, ohne selbst Schäden zu nehmen usw., andere Menschen tötet?« Mit vollem Recht weist Genre darauf hin, dass diese Formulierung einseitig ist. Denn die vornehmste Aufgabe und das höchste Ziel einer Armee sind keineswegs das Blutbad und das möglichst wirkungsvoll organisierte Gemetzel, sondern, so paradox das tönen mag, der Dienst am Frieden, also an einem geordneten Zustand, in welchem Recht und Gerechtigkeit so gut wie möglich verwirklicht und die Menschenwürde jedes einzelnen respektiert werden können. Selbstverständlich kann eine Armee von dieser Aufgabe entfremdet, z. B. als Instrument kriegerischer Expansionspolitik eingesetzt werden (Genre); dann hat gewiss der einzelne Soldat das Recht oder gar die Pflicht, nicht mehr mitzumachen. Das ändert aber nichts daran, dass die vornehmste Aufgabe einer Armee – und damit ihre Existenzberechtigung – grundsätzlich der Dienst am Frieden ist. Gerade der gute und verantwortliche Soldat kämpft nicht um des Krieges willen, sondern für Frieden, Recht und Gerechtigkeit. Aus diesem Grund darf man nicht einen absoluten Gegensatz zwischen »Armee« und »Frieden« heraufbeschwören, wie es in Lienhards Artikel an einer Stelle geschieht: »Da sind diese Wenigen dabei (nämlich beim Pazifismus und beim Ostermarsch), die mit viel grösserem Ernst »Frieden« sagen, als die meisten von uns »Armee« sagen.«

Mit Recht betont Genre die in solchen Diskussionen oft nicht berücksichtigte Tatsache, dass eine Armee ihre Aufgabe, den Dienst am Frieden, auch dann erfüllt, wenn sie gar nie in ein kriegerisches Geschehen hineingezogen wird. Waffen wirken auch dann, wenn sie nicht zur Anwendung kommen, nämlich als Abschreckungsmittel! Genre weist hier ganz richtig auf den Fall der Schweiz im letzten Weltkrieg hin. In diesem Zusammenhang muss nachdrücklich gesagt werden, dass gerade ein einseitiger Verzicht auf Waffen oder ein mangelhafter Wehrwille eine aggressive Macht dazu verlocken kann, einen Eroberungskrieg durchzuführen, weil dann dieses Unternehmen für sie lohnend wird. Wären z. B. vor 25 Jahren Polen, Frankreich und England besser gerüstet gewesen, so hätte Hitler vielleicht von seinen unseligen Kriegsplänen abgesehen oder dann zumindest schneller zur Vernunft gezwungen werden können. Es ist natürlich ein äusserst bedauerlicher Zustand, wenn der Weltfrieden nur durch das Gleichgewicht der Waffen erhalten bleibt. Nichts wäre wünschenswerter als eine allgemeine Abrüstung. Es ist hingegen nichts gefährlicher als ein einseitiger Verzicht auf Waffen. Das ist die bittere Erfahrung, die einige Staaten, welche mit dem guten Beispiel vorangehen wollten, im Zweiten Weltkrieg machen mussten. Die »Pazifisten« können – leider! – am Krieg ebenso schuldig werden wie die »Militaristen!«

Aus diesen Erwägungen geht hervor, dass die Militärdienstleistung und die Bereitschaft, gegebenenfalls mit der Waffe in der Hand zu kämpfen, durchaus Ausdruck einer verantwortungsbewussten, ethischen Haltung sein können. Das

muss man mit Genre Lienhard gegenüber mit allem Nachdruck betonen.

Freilich ist mit diesen Erwägungen das Problem der Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen keineswegs erledigt. Vielmehr kommt es erst jetzt in seiner ganzen Schärfe heraus. Genre sagt mit Recht, dass der Soldat auch dann das Leben seiner Mitbürger schützt, wenn es gar nicht zu einer bewaffneten Auseinandersetzung kommt. Aber es kann doch der Fall eintreten, dass ein Feind auch durch das Vorhandensein einer noch so gut ausgerüsteten Armee sich nicht von einem Angriff abhalten lässt. Und nun muss der Soldat Leben vernichten, um Leben zu schützen. So vergeht er sich am Gebot »Du sollst nicht töten«. Freilich kann er sich damit rechtfertigen, dass er dies tut, um andere Menschen zu schützen. Trotzdem muss betont werden: das Gebot »Du sollst nicht töten« gilt jederzeit. Das Töten macht schuldig, auch wenn es zum Schutz des Lebens anderer Menschen geschieht. Gerade von dieser Schuld wollen die Dienstverweigerer sich freihalten.

Können sie sich aber in jeder Beziehung von Schuld freihalten? Nein, muss man hier antworten! Denn durch ihren Verzicht auf Gewaltanwendung wird im Kriegsfall der Gewalt unweigerlich Lauf gelassen. Die Militärdienstverweigerer schauen tatenlos zu, wie Menschen umgebracht oder körperlich und seelisch verewaltigt werden. Damit vergehen sie sich an der ethischen Forderung, Leben zu schützen – diese Forderung ist ja, recht verstanden, nur eine Variante des Gebotes »Du sollst nicht töten« – und werden dadurch ebenso schuldig wie der kämpfende Soldat. Auch in dem Fall, wo es trotz Kriegsgefahr nicht zu einem bewaffneten Konflikt kommt, werden die Dienstverweigerer schuldig. Sie leben dann nämlich in einem Land, das nur deswegen von Kriegsereignissen verschont bleibt, weil andere Bürger bereit sind, als Soldaten unter Umständen Schuld auf sich zu laden, und dadurch den Krieg vom Land fernhalten. Auch die Dienstverweigerer sind also Nutzniesser dieser entschlossenen Haltung der Soldaten, auch sie bleiben vom Krieg und von der Tyrannei einer Fremdherrschaft verschont, lehnen es aber ab, dafür den Preis zu bezahlen durch die Bereitschaft, gegebenenfalls mit den anderen Staatsbürgern zusammen schuldig zu werden. So geben sie in einem gewissen Mass die Solidarität mit ihren Mitbürgern auf, und darin besteht ihre Schuld. Dies gilt auch schon für die Zeiten, da keine Kriegsgefahr das Land bedroht. Die Dienstverweigerer werden hier vielleicht Einspruch erheben und sagen: Wir sind durchaus bereit, dem Vaterland zu dienen und unsere staatsbürgerliche Pflicht zu erfüllen; darum fordern wir eben einen Zivildienst! Dieses Argument übersieht aber, dass in der schweren Notzeit, die der Krieg für die nationale Gemeinschaft darstellt (ich denke hier an den Fall der Schweiz, für die es nur um einen Verteidigungskrieg gehen kann), es nur noch eine Art des Dienstes am Vaterland gibt: den Dienst, der direkt oder indirekt mit der bewaffneten Verteidigung des Landes in Verbindung steht.

Es ist also deutlich, dass im Kriegsfall beide, Soldat und Dienstverweigerer, in Schuld geraten, obschon beide aus ethischen Erwägungen heraus handeln. Wir stossen hier auf ein allgemeines Phänomen des ethischen Handelns, das oft übersehen wird: in unserem Leben werden wir gar nicht so selten vor Alternativen gestellt, bei denen wir, gleichgültig ob wir uns für diese oder für jene Möglichkeit entscheiden, unentrinnbar in Schuld geraten, weil wir unmöglich allen ethischen Imperativen der Stunde Genüge leisten können. Der Krieg ist für uns ein besonders krasser Spezialfall dieses Phänomens, auf das wir aber auch in unserem Alltagsleben stossen können. Wir dürfen also niemals der Illusion verfallen, wir könnten uns durch ethisch verantwortliches Handeln in jeder Situation von Schuld freihalten. Auch der Dienstverweigerer muss sich unbedingt dieser Tatsache bewusst sein. Er darf sich unter keinen Umständen vormachen, nur er handle ethisch und bleibe dadurch schuldlos. Zur Struktur verantwortlichen Handelns gehört die Bereitschaft zur Schuldübernahme (D. Bonhoeffer). Für unser Problem gilt dieser Satz ganz besonders.

In Hinblick auf den Militärdienst muss der ethisch denkende Staatsbürger sich also fragen, welche Schuld er eher auf sich nehmen kann, die Schuld des Militärdienstverweigerers oder die Schuld des Soldaten. Meiner Meinung nach dürfte es leichter sein, sich für den Militärdienst zu entscheiden als für die Dienstverweigerung. Denn während der Soldat Aussichten hat, seine Aufgabe erfüllen zu können, ohne schuldig zu werden – und das war tatsächlich der Fall der Schweizer Soldaten in den beiden Weltkriegen –, wird der Dienstverweigerer vom Augenblick an schuldig, da er sich entschliesst, keinen Militärdienst zu leisten. Er wird schuldig, weil er nicht gewillt ist, auch diesen Beitrag an die Erhaltung

des Friedens zu leisten, und diese Aufgabe seinen Mitbürgern überlässt. Es dürfte auch klar sein, dass infolge der Neutralitätspolitik unseres Landes es dem Schweizer noch leichter fallen dürfte, sich für die Erfüllung seiner militärischen Pflichten zu entscheiden.

Soll das nun bedeuten, dass die Haltung des Militärdienstverweigerers doch letzten Endes absurd und sinnlos ist? Diesen Schluss darf man meines Erachtens nicht ziehen, und hier möchte ich – im Gegensatz zu Genres Ausführungen – doch für den Zivildienst eine Lanze brechen. Denn es besteht sehr wohl die Möglichkeit, dass ein Mensch unter keinen Umständen, auch nicht mit den besten und achbarsten Motiven der Welt es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, sich an den Graueln eines modernen Krieges zu beteiligen und andere Menschen umzubringen. Und da es niemals ratsam ist, gegen sein Gewissen zu handeln, so ist es nur konsequent, wenn diese Leute alles vermeiden, was sie einmal in die Lage bringen könnte, sich am Leben anderer Menschen zu vergreifen.

Es stellt sich nun die Frage, was man mit diesen Leuten anfangen soll. Da sie nicht durch eine ehrenrührige Tat das Gesetz übertreten, ist es im Grunde genommen nicht recht, wenn man sie zu einer entehrenden Freiheitsstrafe verurteilt. Somit empfiehlt sich in der Tat der Ausweg des Zivildienstes. Allerdings muss man sich bei dieser Lösung meines Erachtens zwei Punkte vor Augen halten.

Erstens: Ein ziviler Dienst kann niemals so hart sein wie der Militärdienst. Denn zum Zweck der militärischen Ausbildung muss man einem Soldaten körperliche und seelische Anforderungen stellen, die man unmöglich einem Angehörigen des Zivildienstes zumuten kann. Zur Kompensation müsste dann der Zivildienst um einiges länger sein als der Militärdienst. Das hätte auch den Vorteil, dass es für solche Leute, die nur aus Bequemlichkeit dem Militärdienst ausweichen wollen, nicht lohnend wäre, sich in den Zivildienst einteilen zu lassen.

Zweitens: In der Schweiz dürfte der Zivildienst nicht so eingeführt werden, dass der Dienstpflichtige frei entscheiden könnte, ob er Militärdienst oder Zivildienst leisten wolle. Es wäre dann nämlich sehr schwierig festzustellen, welche Anwärter auf den Zivildienst wirklich als Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen bezeichnet werden können. Der Militärdienst müsste mindestens so lange obligatorisch bleiben, als es mit den Aussichten auf einen wahren Weltfrieden nicht besser bestellt ist als jetzt. Die Demokratie hat das Recht, zum Schutze ihrer Institutionen die Staatsbürger zum Militärdienst zu verpflichten. Daraus geht hervor, dass die Dienstverweigerer weiterhin sich vor Gericht verantworten müssten. Durch das Gerichtsverfahren kann auch einermassen festgestellt werden, ob der Betreffende wirklich als Dienstverweigerer aus Gewissensgründen angesprochen werden kann. Ist dies der Fall, so würde er aber zum Zivildienst verurteilt und nicht mehr zu einer entehrenden Freiheitsstrafe. Die Angehörigen des Zivildienstes müssten dann genau so behandelt werden wie die Soldaten: sie würden Sold und Erwerbsausfallentschädigung erhalten und Anspruch auf Ausgang und Urlaub haben.

Neues aus dem Lesesaal

Erste Resultate der Umfrage

Dass sich das Bild des Lesesaales unter dem Einfluss der Umfrageresultate nicht von heute auf morgen ändern wird, ist offensichtlich. Aber dass die Umfrage ihre Einflüsse geltend machen wird, ist klar und gesichert. Heute kann folgendes gesagt werden:

Von den Antworten sind 129 regelmässige Besucher des Lesesaales (= 57 Prozent), 78 (= 34,5 Prozent) begeben sich gelegentlich dorthin, und 19 Zettel (= 8,5 Prozent) war keine Angabe zu entnehmen. – Der Besuch nach Fakultätszugehörigkeit ergibt folgendes Bild: ius und phil. I stellen je ein Drittel, phil II ist mit einem Fünftel vertreten, med. mit einem Fünftel, und die restlichen 19 Besucher verteilen sich auf »Spalterpartei«.

In puncto Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften wurde hauptsächlich beanstandet, es lägen zu viele Lokalblätter und »Drucksachen« von geringer Bedeutung auf; andererseits sei es wünschenswert, dass noch weitere repräsentative ausländische Blätter abonniert würden. In dieser Hinsicht muss ein Kompromiss geschlossen werden, aber wir werden uns bemühen, ihn so »wünsche-erfüllend wie möglich zu gestalten. – Hätte die Lesesaalkommission einen »Adolf« zu verteilen, d. h. einen Preis für das dümmste Vo-

Ich bin mir bewusst, dass die Einführung eines Zivildienstes in der Schweiz auf verschiedene Schwierigkeiten stösst. Aber ich bin auch überzeugt, dass sie nicht unüberwindbar sind, wenn man ernsthaft gewillt ist, eine Lösung zu finden. Ich glaube nicht, dass eine Praxis, die im wesentlichen der soeben dargelegten entspräche, zu einer Schwächung der Wehrkraft unserer Armee führen würde. Auf alle Fälle müssen wir einsehen, dass es wirklich Militärdienstverweigerer gibt, die nicht aus Naivität oder Gedankenlosigkeit heraus handeln, sondern weil sie trotz den besten Gegenargumenten aus Gewissensgründen nicht anders handeln können. Es ist uns nicht gestattet, die Solidarität mit diesen Leuten aufzugeben, sondern wir sind verpflichtet, sie zu achten und ihnen in ihren Gewissensnöten beizustehen. Das betont Lienhard in seinem Artikel mit Recht. *Erich Gerecke, theol.*

Nachtrag: Diese Zeilen waren bereits niedergeschrieben, als in der Nr. 3 des »Zürcher Studenten« der Artikel »Nochmals: Pazifismus« von Richard Meier erschien. Mit der Korrektur, die Meier an Genres Aufsatz anbringt, kann ich mich nur einverstanden erklären. Meier bemerkt ganz richtig, dass unsere Mitmenschen auf der ganzen Erde verstreut sind, und so ist auch der feindliche Soldat unser Mitmensch, nicht nur unser Mitbürger. Gerade aus dieser Tatsache entsteht der ethische Konflikt, der uns hier beschäftigt. Darum kann es in bezug auf Militärdienstleistung kein absolut gültiges ethisches »Muss« geben (dieses ominöse »Muss« begegnet uns in Genres Artikel gleich dreimal!). Es ist einfach nicht zu bestreiten, dass hier ein Dilemma vorliegt, das sich zu einem schweren Gewissenskonflikt ausweiten kann. Das sollte unser Verständnis für die Dienstverweigerer wachhalten – zumindest für die, deren Haltung aus einer echten Gewissensentscheidung erwächst, d. h. einer Entscheidung, die alle Argumente für und gegen den Militärdienst nüchtern erwogen hat.

Es sei hier zum Schluss noch hinzugefügt: Ob wir nun Militärdienst leisten oder ihn verweigern, stehen wir alle unter derselben ethischen Forderung, d. h. wir sind alle verpflichtet, nach dem Mass unserer Kräfte und Möglichkeiten im grossen oder im kleinen für die Sache des Friedens, des Rechtes und der Gerechtigkeit einzustehen. Angesichts der Unzahl von Menschen, die auf der Erde hungern und darben müssen, ist es zum Verriektwerden, wenn man an die Milliarden denkt, die alljährlich auf der ganzen Welt in der Rüstung investiert werden. Es wäre wirklich einmal an der Zeit, diesem Unsinn Einhalt zu gebieten. Wir können nur hoffen, dass die endlosen und allermeist enttäuschenden Abrüstungskonferenzen doch einmal zu einem einermassen befriedigenden Ergebnis führen. Solange es noch nicht so weit ist, wird die Schweiz leider nicht auf ihre Armee verzichten können, und es wird weiterhin in bezug auf Militärdienst Gewissenskonflikte geben. *Erich Gerecke, theol.*

Auf Zimmersuche?

Suchst du für die Ferien ein Zimmer in Zürich? In ruhiger Lage steht die studentische Pavillon-Siedlung mit 50 Einzelzimmern. Jedes Zimmer hat fließendes Warm- und Kaltwasser. In jedem Pavillon sind Duschgelegenheiten vorhanden.

Es ist ein idealer Ferienort, den ganzen Tag über sonnig. Zwei Minuten bis zum Wald mit schönen Spazierwegen. Nahe bei der Stadt.

Interessenten melden sich sofort bei der Zimmervermittlungsstelle Leonhardstr. 19, 8001 Zürich, oder bei der Woko direkt.

Für die Stadt Zürich verwaltet die Woko die Pavillon-Siedlung auf dem Hünzlerberg. Hier sind Zimmer in ruhiger Lage für Studenten erstellt worden.

Die Woko setzt sich dafür ein, dass noch mehr und den Bedürfnissen der Studenten entsprechende Zimmer gebaut werden.

Im Herbst wird die Woko ein weiteres Objekt übernehmen können.

Nähere Beschreibungen folgen später im »Zürcher Student« und im Wochenkalender.

Interessenten melden sich bei der Zimmervermittlungsstelle Leonhardstr. 19, 8001 Zürich, oder direkt bei der Woko.

tum, so ginge er an den Kommlitionen, der schrieb: »Endlich einmal »Blick« anschaffen, sonst wird er ab heute jeden Tag auf die Tische gelegt!« Die Fakultätszugehörigkeit wurde nicht angegeben. Andere Blick-Befürworter hatten wenigstens den Mut, nicht in der Anonymität zu verbleiben.

Würden wir »Blick« abonnieren, so wäre es nicht nur schade um das ab und zu rare Geld der Lesesaalkommission, sondern ebenso um den Lesesaal.

An eingegangenen Vorschlägen vereinigen die Anregungen auf Raucherlaubnis und Aufstellen eines Getränkeautomaten am meisten Stimmen auf sich. Beide Fragen werden von uns noch eingehend geprüft werden. Allerdings teilte uns das Hochbauamt im Zusammenhang mit der Renovation des Lesesaales mit, dass die baulichen Gegebenheiten grosse Schwierigkeiten bezüglich des Einbaus einer wirkungsvollen Lüftungsanlage böten. Wir können also noch nichts Definitives versprechen; aber wir werden uns bemühen, den Besuchern des Lesesaales den Aufenthalt dabei gemütlich und angenehm zu gestalten. Zu diesem Zweck haben wir ja auch die Umfrage durchgeführt. *Conrad Lerch, jur.*

DISS

— ERTATIONEN

drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50



SR0

Kugellager und Rollenlager

das Schweizer Präzisionsfabrikat
für den gesamten Fahrzeug- und
Maschinenbau

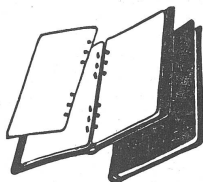
SR0 Kugellager Verkaufsbüro Zürich

der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüscherlerstrasse 31

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastr. 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



BIELLA

Kolleg- und Taschenrübcher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3,
4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In
Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.



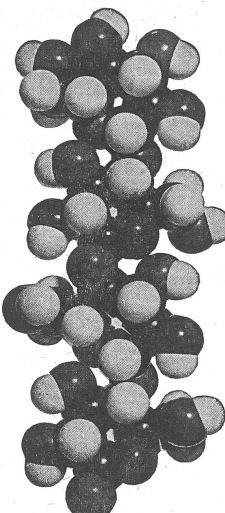
TABAK Schrämlli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

Zelte

30 verschiedene Typen (auch Occasionen)
warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in
Campingsartikeln - Günter, da direkt am
Lager! Erstklassige Beratung.

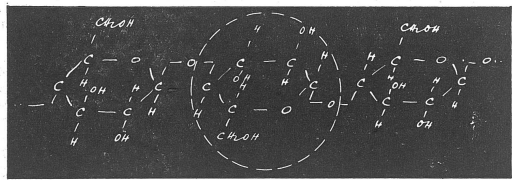
W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (Deim HB), Telefon 44 95 14

C I B A
Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.



Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrilliantfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Farben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung
zur Verfügung
und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt
für Studenten mit Legi

MIGROS

Die Zeitung in der Zeitung

Wir zitieren aus dem Brückenbauer

Freie Pastmilch in Ketten

W. A. Gesiegt — und verloren zugleich haben die Konsumentenvertreter letzte Woche im Nationalrat.

Einerseits wurde der Verkauf von Pastmilch zwar »grundsätzlich« freigegeben. Andererseits aber enthält das verabschiedete Gesetz sowohl eine Bezugspflicht gegenüber dem örtlichen Milchhandel, wie auch eine Bevilligungspflicht für Pastmilchanlagen. Und das Schlimmste: Der Bundesrat kann fortan Mindestpreise für den Detailverkauf festsetzen.

Was die eine Hand gibt, nimmt die andere wieder.

Mühe mit Tatsachen

Vor bald zehn Jahren hat Gottlieb Duttweiler den Kampf für freien Pastmilchverkauf begonnen. Schon damals wurde ihm vorgeworfen, er wolle den Milchhandel bodigen und die Hauszustellung verunmöglichen — nur weil die Migros ihren Umsatz vermehren und diesen »Propaganda-Artikeln« ebenfalls führen möchte. Die gleichen Vorwürfe wurden auch letzte Woche im Nationalrat erhoben. Demgegenüber stellen wir fest:

• Der Konsum von Offentmilch geht seit Jahrzehnten langsam zurück, so dass immer wieder Aktionen zur Beseitigung der »Milchschwemme« durchgeführt werden mussten.

• Nur während des Grossversuches in Zürich (als endlich einige Verkaufsstellen für Pastmilch freigegeben wurden) wurde der Rückgang des Milchkonsums nicht nur aufgehalten, sondern sogar in eine Konsumsteigerung verwandelt.

• Dank des höhern Lebensstandards haben sich die Konsumgewohnheiten geändert; Milch, Brot und Kartoffeln sind nicht mehr Hauptnahrungsmittel und verlieren ständig an Bedeutung.

• Der moderne Konsument mit grösserem Geldbeutel stellt immer höhere Qualitätsforderungen; die Offentmilch entspricht in Stätten nicht mehr den hygienischen Anforderungen.

• Die Personalschwierigkeiten sind im Milchhandel besonders gross, so dass an Sonntagen, während der Ferien in ganzen Quartieren und bei abgelegenen Häusern die Milchverteilung zum Erliegen kommt.

Statt diese Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen und sich ihnen anzupassen, werden Migros und andere Grossvertriebler angeklagt und die von ihnen vorgeschlagenen Neuerungen bekämpft.

Was ist zu tun?

Anklagen, klagen und beklagen führen im Wirtschaftsleben nicht weit. Vor allem dann nicht, wenn man es dabei bewenden lässt und keine neue Initiative entwickelt. Wandlungen kann man bedauern — aber man muss sich darnach richten:

• Die Konsumgewohnheiten im Genuss der Milch führen weg von der offenen, gekochten Milch zur Pastmilch, zur Milch mit Frucht- oder anderen Zusätzen, zum Joghurt — kurz zu immer neuen, schmackhafteren Milchprodukten.

• Die Einkaufsgewohnheiten ändern sich mit der Motorisierung und der Berufstätigkeit unserer Frauen; die Hausfrau schätzt es, immer mehr Artikel »unter einem Dach« zu kaufen.

• Die Verteilung muss im ganzen Lebensmittelfeld, also auch bei der Milch, rationalisiert werden; allein die Personalschwierigkeiten zwingen dazu, Methoden einzuführen, die im Ausland bereits mit Erfolg angewandt werden.

• Da die bisherige Hauszustellung nur noch unbefriedigend funktioniert, müssen neue Verkaufsmöglichkeiten geschaffen werden; kein Verband darf auf einem Monopol ausruhen.

• Die Preisgestaltung muss einerseits die wirklichen Kosten des Produzenten decken und ihm ein gutes Auskommen ermöglichen, andererseits soll der Konsument einen angemessenen Preis bezahlen, der vom Handel nicht künstlich erhöht werden darf; staatliche Preisvorschriften für den Verkauf wirken ungünstig.

Natürlich ist es bequemer, auf dem »Angestammten« zu beharren — aber damit werden die tatsächlich brennenden Fragen unserer Landwirtschaft nicht gelöst.

Eine Brücke schlagen

Als vor bald vierzig Jahren Gottlieb Duttweiler die Migros gründete, war sein Hauptanliegen, von den Produzenten zu den Konsumenten eine Brücke zu schlagen. Er sah im Handel nicht einen Selbstzweck, eine sinnlose Verteuerungsinstitution, sondern einen Dienst am Hersteller und am Einzelkäufer.

Diese Zielsetzung gilt auch heute noch. Der Bauer soll einen angemessenen Preis erhalten — so wie er ihm durch die Milchgrundpreis-Entscheidung des Bundesrates garantiert wird; es bedeutet darum eine Verfälschung der Tatsachen, wenn von gewissen Verbänden so getan wird, als ob mit den Mindestpreisen für den Verkauf der Grundpreise (den der Bauer bekommt) »gesichert« werden müsste.

Die bundesrätliche Preisgarantie nützt jedoch nichts, wenn der Konsum zurückgeht. Darum haben unsere Bauern ein vitales Interesse daran, dass die Absatzmöglichkeiten vermehrt werden. Und hiezu haben die so gern verästelten Grossvertriebler schon viel beigetragen. Nicht nur durch die immer neuen Angebote neuer Milchprodukte, sondern auch durch den Verkauf preiswerter Früchte, Gemüse und Getreideprodukte.

Um dieses Anbieten, das ständige Streben nach Umsatzvermehrung geht es — im Interesse der Produzenten und Konsumenten. Darin liegt auf die Dauer die einzige Möglichkeit, das Los unserer Bauern zu verbessern und sie am steigenden Wohlstand teilhaben zu lassen.

Eine grundsätzliche Frage

Manche haben sich schon gefragt, warum sich die Migros derart verbissen und durch alle Jahre unbeirrt für die Freigabe des Pastmilchverkaufs wehrt. Es gäbe tatsächlich lohnendere und einträglichere Artikel. Aber es geht hier um eine entscheidende Frage der schweizerischen Landwirtschaftspolitik: Entweder setzt man auf Verbände und Verbote — oder auf die Gewinnung des Konsumenten und eine freiheitlich organisierte, leistungsstarke Verteilung.

Die Verbandswirtschaft hatte seit Jahrzehnten Gelegenheit, ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen. Sie hat wohl einiges zustandegebracht — aber sie muss doch als Gesamtergebnis den Rückgang des Milchkonsums und die ungenügende Verbesserung des bäuer-

lichen Einkommens feststellen. Deshalb drängt sich eine Aenderung auf, sei es mit oder ohne Verbände.

Die Schweiz hat auf allen Gebieten mit der Freiheit die besten Erfahrungen gemacht und ist zu vielbereitetem Wohlstand gekommen. Sie besitzt darum auch Geld genug, ihren Bauern ein ausreichendes Einkommen und ein menschenwürdiges Dasein zu garantieren. Voraussetzung ist jedoch, dass auch die Landwirtschaft die modernen Leistungsanforderungen erfüllt — und zu ihrem Vorteil der Freiheit mehr vertraut als veralteten Verbänden.

Aus diesem Grund dürfen wir ausgesprochene Dumping-Aktionen, wie sie die Genfer Milchhändler im Nationalrat durchführten, nicht einfach hinnehmen. Der Kampfpfeil von 73 Rappen lag um 4 Rappen unter den Gestehungskosten — und die Einstellung der Offentmilchlieferrung war gesetzlich vorgeschrieben. Warum verwenden die Genfer Milchhändler ihre Energie nicht für wirkliche Dienste am Konsumenten?

Gegen die Erstarzung!

Wir freuen uns darüber, dass wenigstens eine unserer freiheitlichen Forderungen erfüllt worden ist: die grundsätzliche Freigabe des Pastmilchverkaufs. Aber die damit gleichzeitig verbundenen Einschränkungen haben die gewährten Vorteile zum grössten Teil wieder auf — insbesondere die Mindestpreisvorschrift.

Es liegt im Interesse unserer Bauern, dass die Verteiler-Organisationen immer neue Ideen entwickeln, Milch und andere landwirtschaftliche Produkte an die Hausfrau zu bringen. Werden sie jedoch durch Preisvorschriften eingekengt, so erlahmt ihre Initiative und sie verfallen einer gefährlichen Erstarzung.

Darum können wir uns mit der vom Nationalrat getroffenen Lösung der Pastmilchfrage nicht abfinden. Die Vorlage liegt nun beim Ständerat. Er hat die Möglichkeit, die dringend notwendigen Korrekturen anzubringen. Ob er es tut? Wenn er gut beraten ist und wirklich an die Zukunft denkt...

Wie auch die eidgenössischen Räte schliesslich entscheiden, wir werden uns im Interesse einer weltweiten Wirtschaftspolitik, im Dienst der Konsumenten und der Produzenten für freiheitliche Lösungen einsetzen — beim Pastmilchverkauf und bei andern Fragen.

Gaudeamus igitur

Die Geschichte eines Studentenliedes

Wie ein Denkmal aus urweltlichen Zeiten erscheint dem Bürger eines rationalistischen Zeitalters bei genauerer Betrachtung manches überlieferte Studentenlied. Viele darin enthaltene Begriffe sind uns mit dem Verlust der »alten Burschenherrlichkeit« früherer Jahrhunderte unverständlich geworden. So kommt es, dass heute mancher Kantus von Aktiven und Alten Herren ohne tiefere Beziehung zu seinem Text abgesungen wird.

Es scheint mir deshalb gerechtfertigt, hier einmal der Geschichte des wohl ältesten Studentenliedes nachzugehen, des »Gaudeamus« (das zu dem manchem Lateinunkundigen Schwierigkeiten bereitet: Ich denke an den Studenten, in dessen Interpretation es zu einer »Gaudia mus« geworden war).

Ein Teil des gedanklichen Knochengerstes des Liedes ist älter als die Eidgenossenschaft. Er findet sich 1267 ausgerechnet in einem kirchlichen *Busslied*, zu dem auch eine ungemein feierlich getragene, langsame und ernste mittelalterliche Melodie existiert (Poésies populaires latines du moyen-âge. Hrsg. E. du Ménil. Paris 1847):

.....
*Vita brevis, brevitatis in brevi finitur;
 mors venit velociter et neminem veretur;
 omnia mors perimit et nulli miseretur.*
 Surge, surge, vigila, semper esto paratus.

.....
*Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuerunt?
 venies ad tumulos, si eos vis videre;
 cineres et vermes sunt, carbes computruere.*
 Surge, surge, vigila, semper esto paratus.

Über die Metamorphose vom *Busslied* zum lebensfrohen Studentenlied und akademischen Festgesang haben sich schon einige den Kopf zerbrochen, u. a. der Dichter Hoffmann von Fallersleben (Gaudeamus igitur. Eine Studie. 1872) und sein Freund, der Verleger Gustav Schwetschke (Zur Geschichte des Gaudeamus igitur. Halle 1877). Diesen folge ich hier.

Der »Professor der historischen Hilfswissenschaften zu Leipzig«, Fr. Chr. Aug. Hasse, will in seiner »Geschichte der Lombardi« (Dresden 1826—28) einen *Domenicus Strada*, Student zu Bologna, als den Verfasser des Liedes »Gaudeamus igitur« wissen, von dem es dann »im 16. Jahrhundert zugleich mit dem Pennalismus aus Italien nach Deutschland« gekommen sei. Diese Hypothese ist unbewiesen.

Nach Schwetschke genoss »der Liedanfang Gaudeamus bereits im 16. Jh. (wohl auch noch früher) ein stehendes Ansehen«. Er findet sich

aber schon weit früher in mittellateinischen Sequenzen, so bei Kehrein: »Gaudeamus hodie/immensae laetitiae caet.«

In Sebastian Brands Narrenschiff (»Das Schluffenschiff«, Basel 1494) heisst es:

Ob der disz schiffs sich hat versumt
 So wart er bisz eyn anders kumbt
 Er würt gssellschaft fynden geryng
 Mit den er Gaudeamus sing.

In einem beigegebenen Holzschnitt finden wir den Liedanfang »Gaudeamus omnes« mit altertümlichen Musiknoten, die indessen auf eine andere Melodie als die unsere weisen; es muss sich um ein anderes Lied handeln.

Im »Liber epigrammatum fol. LXVtr.« Peter Liechtensteins (Venedig 1506) finden wir:

Io Io Io Io
 Gaudeamus Io Io
 Dulces Homeriaci
 Io Io usw.

parodiert 1526 auf Luthers Verheiratung:

Io Io Io Io
 Gaudeamus cum iubilo
 Dulces Lutheriaci

Schliesslich erwähnt auch Hans Sachs in seinem »Gesang der vollen Brüder« ein Gaudeamus:

Wer hie für ger, der schau uns an,
 Der vollen Brüder Orden wir han,
 Und all das GAUDEAMUS singen,
 Das Fortuna lass wir erklingen,
 Wir haben Bacchum ausserkorn,
 Derselb ist unser Abgott worn,
 Was uns an Gut liess Mutter und Vatter,
 Als unser zeitliche Wohlthaten,
 Das muss als mit uns gehn zu grund,
 Und alles faren durch unsern schlund.
 Die Vögel wöll wir lassen sorgen,
 Ein abend ist besser denn sibn morgen,
 Mit schlammerey, sauffen und fressen,
 Da alles unglücks wir vergessen,
 Fröhlich das GAUDEAMUS singen,
 Mit allen kürztweiligen dingen.

Anno Salutis 1568
 Am 25. Tag Martii.

Der beliebte Liedanfang »Gaudeamus« muss sich also auf allerlei Umwegen mit den Strophen des *Bussliedes* von 1267 zusammengefunden und deren Sinn verändert haben. Das *igitur* deutet darauf hin, dass die Absingung des Liedes in anknüpfendem Gegensatz zu einem vorher veranstalteten Gesang, Vortrag oder noch wahrscheinlicher Actus erster Art gestanden habe (Prof. Th. Creizenach vor der Philologen-Versammlung in Leipzig 1872). Es wurde denn

auch noch im letzten Jahrhundert am Schluss akademischer Begräbnisse gesungen.

Die erste deutsche Bearbeitung stammt aus dem Jahre 1717 von Johann Christian Günther und war an den Universitäten von Jena und Leipzig verbreitet:

Brüder, lasst uns lustig sein,
 Weil der Frühling wähet,
 Und der Jugend Sonnenschein
 Unser Laub verkläret,
 Grab und Bahre warten nicht;
 Wer die Rosen jetzt bricht,
 Dem ist der Kranz bescheret.

Gedruckt findet sich unser lateinisches Lied mit einigen von der heutigen Fassung verschiedenen Versen, metrisch uneinheitlich in den »Deutschen Studentenliedern« der Gebrüder Keil (Lahr ohne Jahr), jedenfalls nach einem Jenerser Blatt von 1776, mit untermischter deutscher, zum Teil stark obszöner Nachbildung (hier wiedergegeben):

Sammelt in den jungen Jahren
 Eurer Wollust Güter ein,
 Denn da sie verflossen waren,
 Mussten wir des Todes seyn.

Sagt mir doch, wo trifft man an,
 Die vor uns gewesen?
 Steigt hinauf zum Sternplan,
 Geht zu des Charontis Kahn,
 Wo sie längst gewesen.

Unser Leben währet kurz,
 Es vergeht geschwinde,
 Es vergeht ---
 Wie der Rauch vom Winde.
 Blühe, edler Musen-Thron,
 Lebet hoch, ihr Lehrer,
 Es blüh' ein jeder Musensohn,
 Lebt auch ihr Ernährer!

Es blüh' ein jedes ---
 Das leicht zu bestegen,
 Es leben auch die Weiber hoch,
 Die sich ---

Die heutige, endgültige Fassung stammt von C. W. Kindleben (1748—?) (Studentenlied). Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen Florido genannt, gesammelt und verbessert von C. W. K. 1781, der auch ein interessantes Wörterbuch studentischer Ausdrücke verfasste. Er sagt in einer Anmerkung zum Gaudeamus igitur:

»Ich habe mich genötigt gesehen, dieses alte Burschenlied umzuschmelzen, weil die Poesie wie in den meisten Liedern dieser Art sehr schlecht war; indess hat es doch ziemlich sein antikes Ansehen behalten, obgleich einige Verse ganz weggelassen sind, wodurch der Wohlstand beleidigt wurde, und welche nach den akademischen Gesetzen nicht öffentlich abgesungen werden dürfen.«

Kindleben kommt nach Hoffmann von Fallersleben das Verdienst zu, das Lied wieder erweckt und der Vergessenheit entrissen zu haben. Er war aber auch sonst eine interessante Figur, sei echter Nachschlag eines mittelalterlichen Vaganten (Eberle).

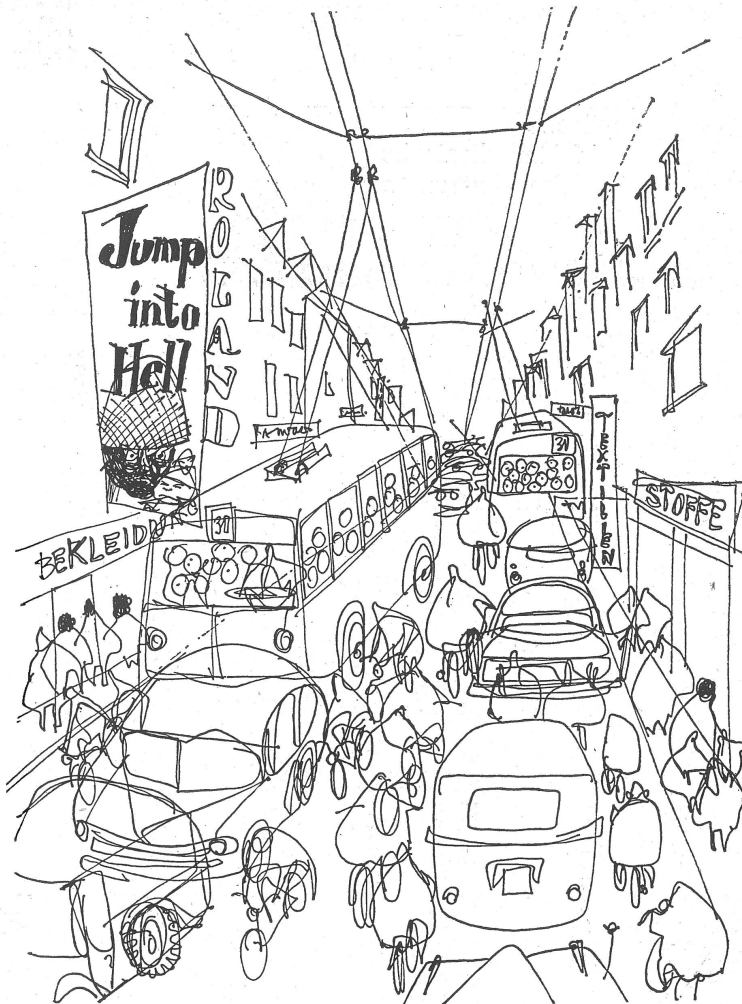
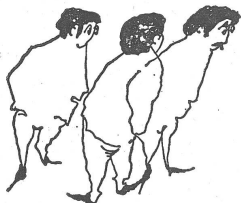
Über sein Leben lesen wir in der Autobiographie des M. Laukhard (»F. C. Laukhard, vor Zeiten Magister der Philosophie und jetzt Musiketier unter dem von Thaddenschen Regimente zu Halle, Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Halle, bei Michaelis und Bispinck.«):

»Den Magister Kindleben lernte ich in diesem Sommer (1782) auch kennen. Er war sonst in Halle gewesen, hatte das dortige Wochenblatt geschrieben und selbst, wie der Katalogus (der Universität) ausweist, Vorlesungen gehalten. Hernach wurde er wegen seines Saufens und anderer größerer Excesse fortgewiesen: man sagte damals, die Häscher hätten ihn fortgebracht. Kindleben war wirklich kein Dummkopf, ob er gleich blutwenig literarische Kenntnisse inne hatte: er verstand ziemlich Latein und Französisch, seine Verse waren auch nicht schlecht; aber an Politur fehlte es ihnen durchwegs. Seine Sitten waren äusserst verderbt, selbst niederträchtig. Hierher gehört, dass er sogar am hellen Tage in die Puffkeller ging, dass er Reisen that und unterwegs die Gastwirthe prellte usw. Kindleben hatte kein Geld, er gestand dies frei heraus; aber jeder von uns machte sich ein Vergnügen daraus, ihn zu bewirthen. Da kamen denn derbe Apostrophen auf diesen und jenen zum Vorschein — doch mit Mässigung. Ich weiss nicht, ob alle Beschwerden, die dieser unglückliche Mann vorbrachte, wahr gewesen sind — einige waren indess gewiss wahr: und da fiel mir jene Stelle ein aus dem Dichter — instant morientibus uruae. Warum musste der armselige Kindleben so lange hingehalten werden, bis er beinahe Hungers starb? Er war freilich ein ausschweifender, ungesitteter Mensch; aber doch immer ein Mensch. — Die Sache ist ärgerlich, ich will sie daher nicht weiter berühren.

Kindleben schwelte so in der Welt herum und hielt sich meist im Sächsischen auf: das Saufen war sein Hauptfehler; und in der Besoffenheit beging er manchen Excess. Bald verbreitete sich das Gerücht, dieser Meister der freien Künste — wie er sich gewöhnlich nannte, sey in einem Sächsischen Dorfe ohnweit Leipzig auf dem Mist kriepert. So unwahrscheinlich nun auch diese Mähre war, so hatte der verstorbene Pastor Niemeyer, Verfasser des Journals für Prediger, sie in sein Buch aufgenommen. Nicht lange hernach erschien Kindleben wieder, und beschwerte sich laut über die von seinem Tode verbreiteten Lügen.«

Fortsetzung Seite 19

LANGSTRASSE, DIE STRASSE MIT DEM PULSIERENDSTEN LEBEN





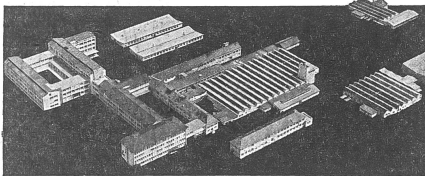
DISKOTHEK

Schallplattenausleihdienst

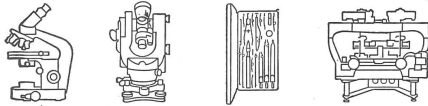
Auf der Mauer 9 (Nähe Poly und Uni)

geöffnet Dienstag bis Freitag 11.00 bis 18.30 Uhr.
Samstag 9.00 bis 17.00 Uhr.

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente

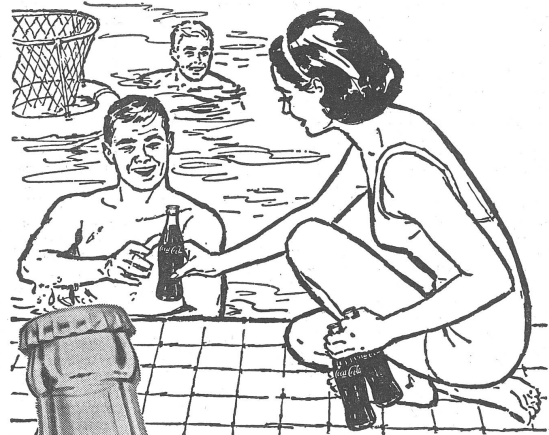


Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkamern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG Optische Werke

WILD
HEERBRUGG



CAU-643md

...auch eine...

...eine GROSSE Flasche COCA-COLA natürlich!

Zu den Strandbadfreuden gehört auch ein köstlich prickelndes COCA-COLA! In kräftigen Zügen um den Ball schwimmen, im Handgemeinge spritzen und prusten, das gibt Durst, da ist eine Atem-pause mit erfrischendem COCA-COLA doppelt willkommen.



Ein Tip zur Abwechslung: 1/2 Zitrone in ein Glas auspressen, mit COCA-COLA auffüllen.



Refresca AG Zürich

Konz. Fabrikant für alle Bayens Zürich und St.Gallen

das erfrischt richtig

die hochschule andere

Genf zwischen Illusion und Wirklichkeit

An der Uni

Ein Gebäude vor unseren Blicken: grau, alltäglich; nichts Besonderes zeichnet es aus. Treppen führen zum Eingangsportaal hinauf, und auf diesen Stiegen lümmeln, sitzen, stehen junge Menschen oder ellen eifrig hinauf und hinunter, die einen aus echter Wissbegierde und faustischem Drang, die andern zum Zeitvertreib, aus Verpflichtung den Eltern gegenüber und aus weiss für welchen Gründen. Es ist die Universität Genfs, von der wir sprechen. Bei dem Namen »Genève« erwachen unzweifelhaft in vielen Gehirnen Vorstellungen, die vielleicht teils der Wirklichkeit, teils aber nur den in unseren Tagträumen wirkenden Kräften angehören. Dieses »Genève«, leicht mit französischem Charme angehaucht, aber trotzdem in den schwerfälligen Stiefeln des kalvinistischen und schweizerischen Geistes ruhend, ist heute zu einer Konferenzstadt geworden, in der sich die Nationen auf höchster Ebene treffen, um einzig und allein für das Wohl ihrer oft »unterentwickelten« - pardon! - »entwicklungsfähigen« Länder tage-, wochen-, ja monatelang Debatten zu führen.

Aber wir schweifen ab! Vor dieser Universität stehen wir nun, hasten die Treppe hinauf und durchqueren die Halle. Erwartungsvolle Stimmung, mit Ehrfurcht gemischt, erregt uns vielleicht. Befinden wir uns nicht auf dem Boden einer der alten Kulturstädte Europas? Berühmte Namen tauchen aus unserem Gedächtnis auf, Namen wie Rousseau und Calvin. Aber das Geräusche, Geschiebe und Stimmengewirr lässt uns aufwachen, und allmählich unterscheiden wir die Einzelgesichter aus dieser Masse von Menschen, das Individuum tritt in den Vordergrund. Uns gegenüber sitzt auf einer Bank, unendlich vertieft in seine Lektüre, ein junger Mann mit einem unheimlich ausdrucksvollen Gesicht, ein Gesicht, das zugleich jung und erfahren wirkt. Seine Ähnlichkeit mit Lord Byron überrascht uns. Mögen wohl auch in seinem Geiste, hinter dieser ausgesprochen feingebildeten Stirn die Tiefen einer romantischen Phantasie wohnen? Plötzlich blickt er auf, und ein spöttisches Lächeln huscht leicht über seinen Mund. Ah, wir erraten es: oft die Wärme von neugierigen Blicken gewöhnt, sonnt er sich in der Eitelkeit seiner Narzissen-schönheit.

Ein Stückchen weiter flirrt ein Paar: Sie, dem Akzent und dem schrillen Gelächter nach zu urteilen, Amerikanerin. Er sicherlicher Franzose: ein spröcher Backenbart unwidmet das noch unausgebildete kindliche Kinn, aber in den Augen liegt die ganze Ueberlegenheit, deren er sich stets und in jedem Augenblick bewusst ist: »la conscience de la civilisation et de la culture française...«.

Nach rechts und links führen Gänge, an deren Wänden die Rahmen der verschiedenen Fakultäten, der Studentenverbindungen hängen. Zuerst biegen wir rechts ein, um am Ende des Ganges die Rahmen der Dolmetscherschule zu finden. Sie ist die jüngste Fakultät und wird heute ironisch »Institut de mariages« genannt. Fast nur Mädchen besuchen sie. Hübsch, sehr hübsch sind sie im allgemeinen, und vor allem von einer bestechenden Eleganz. Wenn sie sich umdrehen, blitzen uns fast immer schwarze, tiefgründige Augen an, in denen alle Geheimnisse und alles Unsaubere und Unerforschte des Orients zu ruhen scheint. Steckt echtes Interesse hinter diesem Eifer, oder sind sie nur die Töchter dieser schwerreichen, fern- oder nächstlichen »Oel-magnaten«, die die kosmopolitischste Stadt Europas kennenlernen wollen, um in ihr ein aufsehenerregendes Luxusleben zu führen? Gewiss nur für einige Zeit, denn dann kehren die Töchter des Islams wohlherzogen wieder nach Hause zurück, um im Harem eines der Landessöhne auf ewig zu verschwinden.

Dann steigen wir links eine Treppe hoch: vor uns wird ein Mädchen geführt, nur mit äusserster Anstrengung schleppt sie die lahmen Beine in den Saal. Der Körper scheint zart, zerbrechlich, und ein starker Windstoss der bekannnten Genfer »Bise« müsste ihn eigentlich umreissen. Aber nein! Hier fühlt man in aller Deutlichkeit den Sieg des Geistes über den Körper, und die Pole von Geist und Seele, von Bewusstsein und Unbewusstsein, von Klarheit und Rausch, die »aus dem Dunkeln drängen mit heissem Trieb«, strahlen uns mit Siegeslicht an. Wir setzen uns neben dieses Mädchen; die Vorlesung beginnt. Der Saal ist überfüllt, und obwohl draussen schon die schrille Glocke ertönte, drängen immer neue Massen hinein. Um das Pult des Professors steht ein Stuhl neben dem andern, beugt sich ein Krauskopf neben einem blonden Bubikopf. Der Vortrag über »Geschichte der Wahrheit in der Literatur« fesselt das gesamte Auditorium. Alles lauscht, schreibt, nur die angenehme Stimme des Dozenten erfüllt den Raum. Nach 45 Minuten treten wir hinaus, schweigsam, nachdenklich: haben wir uns vorher von falschen Eindrücken hintergehen lassen? Haben sie uns in Irrgärten geführt? Das Interesse, die Aufmerksamkeit und

Hingabe der akademischen Jugend schien keine Heuchelei zu sein, es war offenkundig echt. Gehen wir trotz allen Prophezeiungen Spenglers keinem »Untergang des Abendlandes« entgegen? Aber hören wir eine Vorlesung in der Nationalökonomischen Fakultät: Auch hier ein überfüllter Saal, auch hier eifriges Federkatzten. Und doch können wir uns nicht der Ahnung einer gewissen geistigen Lethargie entziehen. Folgendes Gespräch dringt an unsere Ohren:

»Tu as vu le film d'Orson Welles: »Le Procès«?
- Oui, il n'est pas mal, mais moi, je ne l'ai pas tellement aimé. Il y a tant de choses qui passent à toute vitesse sur l'écran qu'on arrive pas à tout comprendre.

- Ah, tu trouves? Moi, je pense qu'avec Kafka, il ne faut jamais demander: pourquoi a-t-il dit ceci ou cela? Qu'est-ce que ça signifie? Il faut simplement accepter ce qu'il dit...«

Mit den letzten Worten hat dieser Student seinem Geist gerade die Richtung gegeben, die eine Gefahr bedeutet: annehmen, ohne nachzudenken! Manche intellektuelle Kreise an der Universität Genf steuern nicht nur einer gewissen Lethargie zu, nein, sie sitzen schon mitten drin!

Wieder unten, treten wir auf der andern Seite der Universität hinaus: der herrliche Park liegt vor uns mit dem »Cours des Bastions«. Zwar ist es Herbst, die Blätter fallen welk, gelb und müde zu Boden, sie rascheln unter unseren Füssen auf dem Wege zur »Bibliothèque Publique«.

Und nochmals müssen wir - gern oder ungern - einem Studentengespräch lauschen. Zwei Paare stehen unten beim Eingang. Anscheinend sind sie verheiratet; nach einigen Minuten sind wir jedenfalls über ihre Alltagssorgen und über ihre Schwierigkeiten mit dem Lebenskampf vollends im klaren; die beiden jungen Frauen diskutieren eifrig über Kochrezepte, über Teppiche und Wohnungsprobleme, und die Männer wälzen Geldsorgen. Und das an der Pforte einer Bibliothek!

Die Tür schliesst sich hinter uns, und sofort schlägt uns jener eigentümliche Geruch aller Bibliotheken entgegen: modrig, verstaubt und altertümlich.

Die Tür des Lesesaales ist geziert von einem typischen Exemplar dieser Universität, dem man alle paar Schritte begegnen kann, das aber in diesem Einzelfall so einzigartig zum Ausdruck kommt: Ein Student lehnt zwischen Tür und Angel, und dieses »Lehnen« ist nicht nur im körperlichen Sinne gemeint, sondern für uns wird es zum Symbol. Vor einigen Monaten erst kam er aus einer kleinen Gebirgstadt, und nun studiert er Jura. Die Weltstadt Genf hat ihm nun den letzten Schliff gegeben: mit übergeschlagenen Beinen steht er da, seine Haltung soll (nach seiner Meinung) den mondänen Dandy ausdrücken. In den Händen die »New York Herald Tribune«, wirft er mit englischen, italienischen, französischen und deutschen Brocken um sich, und die in den Mundwinkel geklemmte Zigarette sowie die dunkle Sonnenbrille um sieben Uhr abends vollenden das Bild des dummen, eingebildeten Snobs, der nichts als seinen kindischen Reichtum hat. Um ihn scharen sich Gleichgesinnte männlichen und weiblichen Geschlechts; sie sind (leider!) nur allzu häufig in den Gängen und in den Sälen der Universität anzutreffen, wo sie mit der Frechheit von Wanzen Plätze einnehmen, die ihnen nicht gehören.

Die Tür des Lesesaales quietscht laut, sodass die nahe am Eingang Sitzenden wieder eine Gelegenheit haben, von ihren Büchern aufzuschauen, um den oder die Hereinkommenden aus genaueste zu mustern. Den langen Reihen entlang suchen wir uns einen Platz, lassen uns geräuschlos nieder und beobachten: Uns gegenüber werden mit einer anscheinend spielerischen Leicht-

tigkeit Integralrechnungen von einem intelligent aussehenden Mädchen hingeschrieben: ein Blick auf die Bücher klärt uns vollends über ihre »Geistesrichtung« auf: Medizinstudentin.

Eine Reihe weiter spähen neugierig, ohne eine Spur von Zurückhaltung, die Blicke eines männlichen Wesens: schwarzer Schnurrbart, ebennässiges Gesicht und wunderbar exotisch geschwungen Mandelaugen. Von Konzentration und Arbeit scheint er nicht viel wissen zu wollen, sie behagen ihm nicht. Viel lieber lässt er Sinnesindrücke auf sich wirken und die Abendsonne, die durch die hohen, beinahe gotischen Fenster eindringt, mit seinen Haaren spielen; er scheint dabei ganz selbstvergnügt glücklich.

Viele Köpfe sind gebeugt, ringen mit den Gewalten, die ihnen die Erkenntnis bringen wird. In der Physiognomie ihrer ersten Gesichter liest man den Kampf derjenigen, die vom Schaffensdrang besesselt oder besessen sind. Und wie unsere früher humanistisch geschulten Vorahren, so werden auch sie sich einst unterscheiden von den scharfsinnigen, über das gesamte Bildungs- und Wissensgut der Zeit verfügenden Systematikern, vom genialischen Einzelgänger und Verächter aller Tradition.

Im täglichen Leben

Kehren wir von der Universität in die Innenstadt zurück, dann kommen wir an der »Cité«, dem Bankzentrum, vorbei. Auf den Gesichtern der Menschen, die einem dort begegnen, steht eine nach aussen scheinende Ueberheblichkeit, verbunden mit einer gewissen Angst, im nächsten Moment Geld zu verlieren. Die Atmosphäre ist ungefähr die gleiche wie die in der Londoner »City«, wenn es auch dort feierlicher zugeht, im Grunde sind es genau die gleichen, vom Dämon des Geldes getriebenen Menschen. »Wenn in Genf ein Bankier aus dem Fenster springt, kann man ihm gestrot folgen. Denn man ist sicher, im Fallen noch Geld zu verdienen.« (»Voltaire« 1694 bis 1778). Banknoten und Aktien im Wert von 15 Milliarden Franken ruhen neben Goldbarren in den Depots von 70 Banken und Finanzfirmen. »Arabien beginnt heute in der Nähe des Montblanc«, hat »der Spiegel« einmal so treffend geschrieben. In den beiden modernsten Hotels, dem »Hôtel du Rhône« und dem »Le Président«, haben arabische Gäste auf über ein Jahr hinaus Zimmerfluchten belegt. Zu den prominentesten Besitzern eines Sparguthabens in Genf gehört König Saud. Sein Barvermögen von etwa 640 Millionen Franken wurde auf eine Vielzahl von Konten in den USA und Westeuropa verteilt; das dickste Portefeuille liegt in Genf. Auch König Hussein von Jordanien hat einen Teil seines Reichtums in Genfer Banken verstaubt. Zu den prominenten Depotkunden gehören ferner: König Sauds Brüder Feisal und Talal, der Schah von Persien, Mohammed Resa Pahlevi, der Emir von Kuwait, Abdullah as Salim as Subah und seine Sippe, die Herrscherfamilie des Oelscheichtums Abu-Dhabi, der alte und der junge Scheich der gleichen arabischen Halbinsel Katar, Ali Bin Abdullah al Thani und Ahmed Bin Ali al Thani. Vor drei Jahren erwarb Scheich Ali im Genfer Vorort Versoix das »Château Sans-Souci«, auf dessen Auen er für Ernährungszwecke eine 30-köpfige Hammelherde unterhält. Man erzählt, er habe Brigitte Bardot einmal 600 000 Franken geboten, wenn sie einen Monat mit ihm verbringen würde; sie lehnte jedoch ab. »Alis Besuche kosten mehr als eine mittlere Aussenministerkonferenz der Grossmächte«, schrieb die »Weltwoche«: »Gäste und Hammel liess er mit einer Viscount-Maschine vom Persischen Golf zum Genfer See fliegen. Etwa eine halbe Milliarde Franken an Einnahmen legte Scheich Ali in der Schweiz an.«

Die Stadt am Fusse des Montblanc ist in den letzten 25 Jahren um rund 100 000 auf über 258 000 Einwohner angewachsen. Es gibt keine kosmopolitischere Stadt in dieser Grössenordnung in der Welt. Die in dieser einst so pruden Stadt lebenden jungen Menschen haben es schwer, Anschluss zu finden. Wir kennen junge Menschen beiderlei Geschlechts, die nach Genf kamen, um Französisch zu lernen, und nach zwei Jahren immer noch nicht in der Lage waren, einermassen französischen Konversation zu treiben. Nach dem Grund gefragt, antwortete man uns: »Man hat keine Geduld, uns anzuhören«. Andererseits wäre es ein Fehler, daraus zu schliessen, der Genfer habe kein Herz. Unser zweijähriger Aufenthalt in Genf gehört mit zu den schönsten und wertvollsten Erinnerungen in unserer Studien- bzw. Praktikantenzeit. Er hat uns gelehrt, dass das Schöne und das Nützliche durchaus nebeneinander existieren können, vorausgesetzt na-

türlich, dass man beides miteinander harmonisch zu verbinden weiss.

Auf kulturellem Gebiet bietet Genf sehr viel. Es besitzt allein sieben Theaters (in Klammern das Fassungsvermögen):

Grand Casino (1100 Plätze), Comédie (800), Casino Théâtre (670), Théâtre de la Cour Saint Pierre (480), Théâtre de Carouge (330), Théâtre de poche (93) und natürlich das renovierte und zu den modernsten Theatern Europas (Scala, Mallard und Covent Garden, London) gehörende Grand Théâtre mit seinen 1500 Plätzen. Den Musikliebhabern stehen drei Konzerthallen zur Verfügung: La Salle de la Réformation (1640 Plätze), Victoria Hall (1850) und das Conservatoire de Musique (400). Die Victoria Hall, die im letzten Jahrhundert konstruiert wurde, ist wegen ihrer ausgezeichneten akustischen Qualitäten ein wahres Musikheiligtum. In ihr werden auch die meisten Plattenaufnahmen des »Orchestre de la Suisse Romande« durchgeführt.

Nach dem Theater und der Musik das Kino. Genf hat 32 Kinos, was ungefähr 15 000 Sitzplätze entspricht. 40% der Bewohner bevorzugen das Kino jeder anderen Zerstreuung. Für Vergnügen geben die Genfer und die in Genf residierenden Ausländer jährlich etwa 36 Millionen Franken aus, was einem Tagesdurchschnitt von 100 000 Franken entspricht.

Genf wird manchmal spasshaft das »Chicago der Schweiz« genannt. »Warum« muss man nicht fragen, ist doch das aus % Ausländern bestehende Genf Antwort genug. Zu den die Welt- presse füllenden kriminellen Fällen gehören zweifellos die folgenden zwei: Der britische Chefdelegierte an der Abrüstungskonferenz, Sir Michael Wright, fand eines Abends im Jahre 1960 einen Dieb, der sich unter seinem Belt versteckt hatte, und Kamerun Prokommunist, Félix Roland Mounie, starb, nachdem er vier Glas Pernod, die mit Rattengift vergiftet waren, getrunken hatte.

»Genf zwischen Illusion und Wirklichkeit«, lautete unsere Uberschrift. Es ist wohl am augenscheinlichsten da, wo alte Menschen leben. Einmal beobachteten wir im Imbissraum eines grossen Warenhauses eine ältere Frau, deren Gesichtszüge von Leiden und Entbehrung gezeichnet waren, wie sie die auf den Tellern geliebten Reste zusammensuchte und ass. Es war Mittagszeit, und in den pickeligen Restaurants der mondänen Stadt Genf setzte man sich zu Tisch.

R. T. (Genf), E. J. (London)



Lustig ist das Zigeunerleben

Rindsschnitzel nach Zigeunerart

Wir nehmen ein ungefähr 150 bis 200 g schweres Rindsschnitzel von der Huft, klappen es zusammen und umwickeln es mit Speck oder Schinken. Das ganze wird mit einem Zahnstocher zusammengehalten. Zwischen das umgeklappte Fleisch legen wir ein Tannästchen mit Nadeln, sonst wird nicht gewürzt. Die Tannadeln geben dem Fleisch das richtige Aroma. Das Schnitzel wird anschliessend auf einen Holzkohlegrill gelegt oder an einen Spieß gesteckt. Serviert wird das Schnitzel auf einer Scheibe Brot.

Noch ein guter Tip: Nie über dem Feuer, sondern über der Glut braten! Lukullus



GESELLSCHAFT ZUM FRÖHLICHEN SCHLÜSSELLOCH

Zweierstrasse 15, Zürich 4 (Studentenhaus beim Stauffacher)

- | | | |
|------------|-------|---|
| Freitag | 10.7. | - Fête: »Salut les copains« mit den neuesten französischen Schlagern / Pierre Bischoff von Paris führt uns in die Künste eines wahren Festes »style parisien« ein |
| Samstag | 11.7. | - Tanz mit Tonband und Platten (inkl. verdunkelter Raum) / Werner Maag |
| Montag | 12.7. | - Filmabend / Heini Wellmann |
| Mittwoch | 15.7. | - Kitschfest / Richard Binswanger. Näheres folgt noch |
| Donnerstag | 16.7. | - Ein Alpinist dokumentiert seine Hochgebirgstouren und Erlebnisse mit Lichtbildern Albin Fraevel |
| Freitag | 17.7. | - »Party der Bösen« oder »Wir lassen einmal die Tatsachen sprechen« oder »Das Schwein wird freigelassen« / Michel Haymann Semesterschlussfest |
| Samstag | 18.7. | - Tanz mit Platten und Tonband, sofern Bedürfnis / Henri Galatti |

Eusi Meinig

Die Mirages bringen den Stein zum Rollen

Sie sind nicht wieder zu erkennen! Die Rechnungsprüfungs- und Finanzkommissionen der Gemeinden, der Kantone und des Bundes sind aufsässig geworden. Sie wollen es plötzlich genau wissen. Sie sind misstrauisch geworden. Damit kommt indirekt zum Ausdruck, dass unsere Parlamentarier zwar im konkreten Fall »Mirages« die Verwaltung verantwortlich machen, trotzdem aber den Balken im eigenen Auge nicht übersehen haben.

Unsere Parlamentarier kommen stunden-, tage- oder wochenweise zusammen. Für die Stunden der Beratungen bekommen sie ein bescheidenes Sitzungsgeld. Das mag in der kleinen Gemeinde oder im kleinen Kanton noch angehen. Sobald die Verhältnisse aber grösser, komplizierter und unübersichtlicher werden, sind unsere Volksvertretungen überfordert. Sie werden zu Kulissen der Verwaltung.

Beispiel Nationalrat

Der Nationalrat tritt in der Regel jährlich zu vier Sitzungen von 2-3 Wochen Dauer zusam-

men. Pro Sitzungstag erhält das Parlamentsmitglied Fr. 65.—. Davon muss er die Unterkunft und die Verpflegung in Bern bezahlen. Für den Einkommensausfall, für allfällige Recherchen, Studien und Vorarbeiten erhält er nichts. Freierwerbende oder Arbeitnehmer, die keinen opferwilligen Patron besitzen, müssen ganz wesentliche finanzielle Opfer auf sich nehmen. So wird die Ehre, Mitglied eines Parlamentes zu sein, sehr oft zum Anlass, im Beruf noch mehr leisten zu müssen.

Den Parlamentariern, die Dutzende von Botschaften, dicke Rechenschaftsberichte, Eingaben usw. lesen, ihre Kontrollaufgabe erfüllen, Korrespondenzen mit den Wählern erledigen und erst noch Initiative entfalten sollen, fehlt die Zeit. Die notwendige Zeit, aber auch die notwendige Freiheit lässt sich nur durch eine grundsätzliche Neuorganisation und ein Neuüberdenken der Funktionen und Aufgaben der Volksvertretung und nicht zuletzt durch eine andere Art der Entschädigung und Unterstützung der Parlamentarier erzielen.

Für unabhängige Parlamentarier

Die National- und Ständeräte leiden keine Not, trotzdem sie einen geringeren Stundenlohn erhalten als ein Hilfsarbeiter aus Sizilien. Warum? Sie sind im Hauptberuf Regierungsräte, Stadträte, Verbandssekretäre, Parteisekretäre oder sogar Vertreter einzelner Firmen oder kleinster Interessengruppen. Die aus dem letzten Jahrhundert stammende Konzeption unserer parlamentarischen Arbeit hat die Politik mehr und mehr zu einer Dienerin wirtschaftlicher Interessen gemacht; sie sollte aber Dienst am Allgemeinwohl sein.

Unsere Zeit verlangt gebieterisch nach einer offensiven, aktivistischen Demokratie. Diese ist nur möglich, wenn wir den Repräsentanten der Demokratie jene wirtschaftliche Freiheit geben, die sie unabhängig sowohl vom jeweiligen Arbeitgeber als auch von eigenen finanziellen Möglichkeiten machen.

Wir verlangen nicht den Berufspolitiker, aber den Volksvertreter, dem es möglich ist, in voller Freiheit zu handeln, zu kontrollieren und zu entscheiden.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Studenten!

Während Ihren nächsten Semesterferien finden Sie bei uns eine

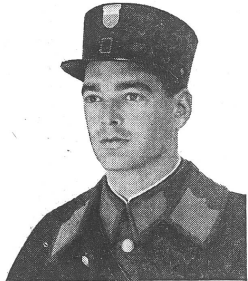
lohnende Beschäftigung als

WÄCHTER

Sie verdienen monatlich Fr. 865.— zuzüglich ca. Fr. 100.— Ueberzeitschädigung. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, Tel. 27 43 10

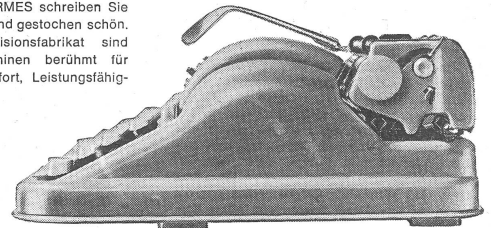


HERMES

Portable Modelle
ab Fr. 285.—

Miete / Tausch / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch.



August Baggenstos

ZÜRICH 1

Waisenhausstrasse 2

Laden: Uraniastrasse 7, bei der Urania

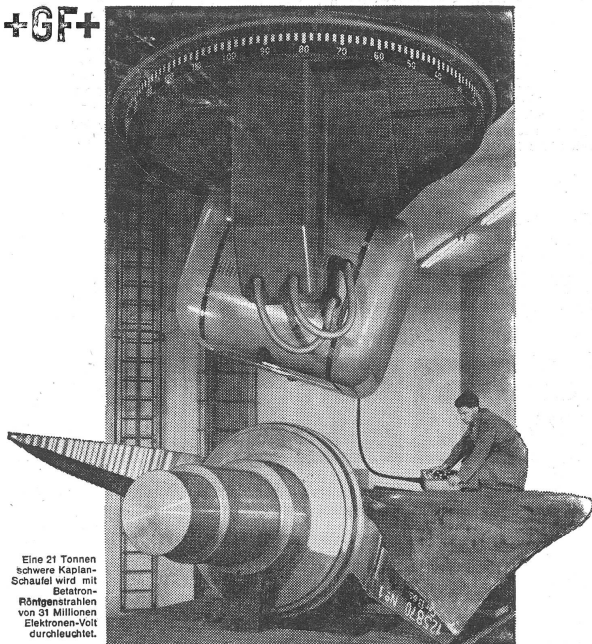
Telephon 25 66 94

Industrielle Forschung und Entwicklung führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



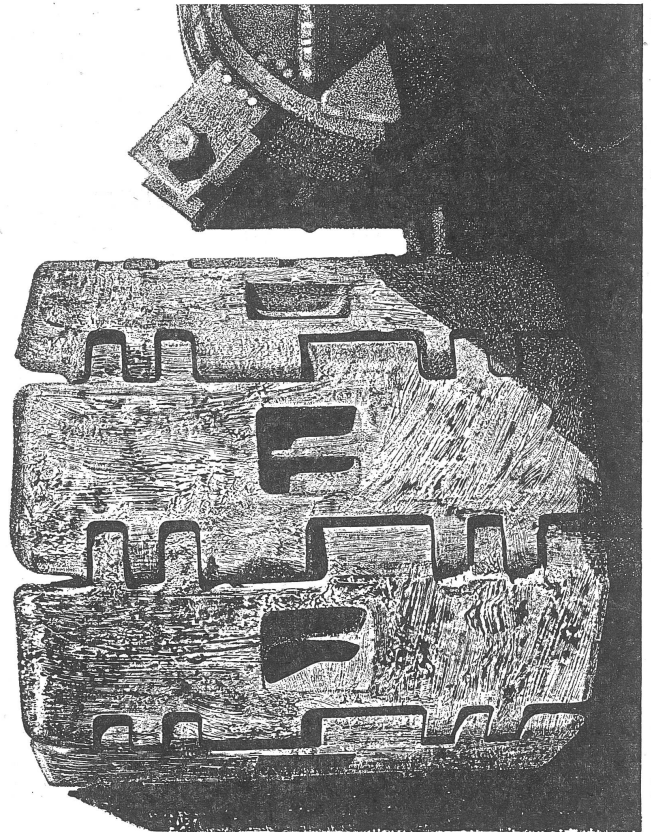
Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaukel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 31 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen

Telephon: (053) 56031 und (053) 57031

P 332/4

Grafisch: Bernasconi



Baumaschinen

Zürich
Uraniastrasse 31/33
Telefon 051/231750

Robert Aebi AG

Aus couleurstudentischen Kreisen

Gedanken an der Expo

Gegeben: ein Staat A; Bodenschätze O; Industrie B; Landwirtschaft C; Lebensstandard D; Armee E; Reichtum F; Armut G etc. ...

Aufgabe: Baue eine repräsentative Ausstellung des Landes A mit den Bodenschätzen O, der Industrie B etc. ...

Es ist höchst unpopulär, das Heiligste der Schweiz, die Landesausstellung, kritisch unter die Lupe zu nehmen. Selbst wenn das Urteil »bedingt positiv« lautet, so stört den Durchschnittsschweizer noch das »bedingt«. Und doch scheint es mir kein verbrecherisches Anliegen, die Expo nicht nur vom »Sein«, sondern auch vom »Sollen« her zu beleuchten; nicht nur Kritik um ihrer selbst willen, sondern als Stimme aus dem Volk; denn wenn Demokratie Verwirklichung des Volkswillens heisst, so ist es in der ältesten Demokratie der Welt sicher keine Schande, deren Schaufenster vom Volke her prüfend zu betrachten.

Was ist Zweck und Aufgabe einer Landesausstellung? - Zunächst, was sie nicht sein darf: ein gewinnbringendes Geschäft ihrer Hersteller auf Kosten der Steuern und Eintrittsgelder zahlender Landesbewohner; ein Schaukasten der allerbesten Seiten und Leistungen des Landes auf Kosten der Schattenseiten; »Wie hammer's doch so herrlich weit gebracht«; oder ein Rückblick in glücklichere Vergangenheiten unter Vernachlässigung der Vorausschau; eine Bilanz ohne Passiven.

Was soll sie statt dessen sein? Eine repräsentative Schau; ein Querschnitt durch Leben und Arbeit der Schweizer Bevölkerung; Standortbestimmung; Rückschau und Ausblick; eine Besinnung auf Probleme und ihre Lösungen; eine Bilanz mit Aktiven und Passiven.

Mit diesem Soll-Begriff nähern wir uns dem Sein: wir durchwandern den »Weg der Schweiz«. Gleich hier schon begegnen wir dem, was uns überall in der Ausstellung auffällt, besonders dann, wenn wir sie mit ausländischen vergleichen: dem helvetischen Perfektionismus. Weit davon entfernt, die Gedanken hierüber in irgendeinen Vorwurf ausmünden zu lassen, sei doch eine leise Warnung angebracht: Man lasse sich nicht täuschen! In unserem allzusehr auf Materielles abstellenden Zeitalter wird oft genug von der äusserlichen auch auf die innere Vollkommenheit geschlossen; natürlich nie bewusst, dazu sind wir zu klug. Doch auch den Klügsten überspielt manchmal sein Unbewusstes. Nichts als Vorsicht ist hier geboten.

Und gleich noch ein zweites, das die ganze Ausstellung angeht: Ich plauderte am Abend nach vollbrachter Tat mit einem älteren Exponer und fragte ihn nach seinen Eindrücken, wenn er sie mit denen von der Landi 1939 ver-

gleich. Er erzählte mir, damals im Landi-Dörfli hätte sich jedemann zu Hause gefühlt, es sei mit einem Wort »heimelig« gewesen. Heute sei es mindestens für die mittlere und ältere Generation kalt und fremd, so gar nicht mehr ur-schweizerisch. Man wandle hindurch, schaue sich dies und jenes an, verstehe vielleicht einmal etwas, stehe aber der Architektur, den Plastiken und vielem aus Wissenschaft und Technik ratlos gegenüber. - Nun, Wissenschaft und Technik können nichts dafür, dass sie ungestüm voranellen; höchstens diejenigen, die ihre Erkenntnisse nicht nur an der Expo unter das Volk bringen sollten. Architektur und gestaltende Kunst dagegen hätten mindestens teilweise dem Umstand Rechnung tragen sollen, dass nicht jeder Expo-Besucher ein Experte für moderne Bauweise und Bildhauerei ist. Mit »Haue« hat die neue Plastik ohnedies vielmehr etwas zu tun, wenn sie wie bei der »Viersprachigen Schweiz« Ofenrohre und Veloschutzbleche zusammenschweisst und dieses Ungetüm dann mit vier ineinander übergehenden Farben bespritzt. Entscheidend bei solcher Kunst ist ja nicht, dass sich die Experten über ihren Wert einig sind, sondern ob das Volk, für das die Ausstellung schliesslich gemacht wird, darin einen Gehalt und Sinn feststellen kann oder gar auf irgendeine Weise belehrt wird und sie nicht einfach als »Rosthaufen« abtut und grinsend und achselzuckend weitergeht. So ist denn auch die Art, wie »Natur und Mensch«, »Freiheiten und Rechte« und »Ein Kleinstaat und die Welt« dargestellt werden, durchaus originell; doch wurde ich beim Betrachten nicht nur der Gegenstände, sondern auch der betrachtenden Leute den Eindruck nicht los, als erreichten viele abstrakt dargestellte Wesenszüge, politische Freiheiten und Rechte etc. das einfache Volk, also die überwiegende Mehrzahl der Schweizer, dem sie ja als Kampf gegen Stimmfäulheit und politisches Desinteresse schmachtet gemacht werden sollten, nicht oder nur auf dem Umweg des Rätselratens und täten ein Steinchen dazu, den Denkfaulen, also nochmals der überwiegenden Mehrzahl, diese Freiheiten und Rechte, vor allem das Stimmrecht und so die politische Entscheidung zu verleiden, indem sie zum (falschen) Schluss verleiten: Sind diese Dinge so schwer zu begreifen, so sind sie noch schwerer auszuüben. Ausgeklammert bleibt dabei die Frage, ob diese Rechte und Freiheiten, die 1848 so schön aussahen, heute, in der Wirklichkeit der Konzerne und ihrer Werbebüros, der Aktionskomitees für oder gegen etwas sowie der Diffamierungen hüben und drüben, noch so sind, wie sie dort dargestellt werden. Doch lassen wir politische Bosheiten! - Für mich erreichbar war jedoch, dass hier von offizieller Seite mittels des Gleichnisses vom Rechen für das Frauenstimmrecht Stellung bezogen worden ist.

Gullivers Reise ins Schweizerland ist originell, leicht verständlich und bald populär geworden. Sind auch seine Fragen oft verfräglich, weil zu wenig Alternativantworten vorhanden sind, und die Computeranalyse von IBM sehr schematisch - kein Vorwurf, nur Feststellung, da besser kaum

möglich -, so ist doch das Ganze sehr positiv, uns so mehr, als anhand dieses Beispiels ein technisches Wunderwerk wie die elektronische Anlage gut demonstriert wird.

Ein heisses Eisen wird mit der »Schweiz im Spiegel« berührt. Nicht nur sind die fünf Filme, die einige aktuelle, d.h. in absehbarer Zukunft unbedingte zu lösende, Probleme ins Bewusstsein des Besuchers zu rücken versuchen, sehr heiss, sondern auch jede Folgerung oder Antwort auf konkret gestellte Fragen wird den Antworten förmlich verbrennen, noch bevor zu viele Leute von seinem Vorschlag gehört haben. Die Probleme sind in Kürze: Der liebe alte Gewässersch (m)utz, zu dem sich nun auch die Luftverpestung gesellt hat (Luftschutz auch hier; für diesen vielleicht eine wirklichsnähere Aufgabe!); die Wohnungsnot der Fremdarbeiter, verursacht durch ausländerfeindliche Vermieter; die fehlende Bleibe für vornehmlich noch 650 000 alte Leute, die bis in 30 Jahren auf 1 Mio. angewachsen sein werden; planloses Bauen im »freien« Bodenmarkt und die Folge davon: Bodenknappheit und -verteilung; der hohe Lebensstandard, Hetze von und zur Arbeit, Jagd nach (materiellem) Wohlstand, Verlust des Familienlebens und am Schluss die fragenden Augen eines kleinen Bubens: Ist das Glück? Schliesslich werden auf zwei Leinwänden verschiedene Gegensätze konfrontiert, u.a. die Köpfe an der Spitze der verschiedenen Blöcke; Kriegsrüstungen in aller Welt neben Friedensbetreibungen vor allen Mikrophonen; soziale Unterschiede, drastisch vor Augen geführt mit einer strahlenden Galashow rechts und hungernden Asiaten oder Südamerikanern links, Rauferei um einen Reissack, überstürzte Flucht aus einem umkämpften Dorf, Massensänglingspflege; ein Kamel mit verbundenen Augen links und eine Frau mit kosmetischer Gesichtsmaske rechts etc. Kurz: eine ungeheure Menge von überfälligen Fragen, hauptsächlich Schweizer Probleme mit Blick auf die übrige Welt. - Wer diesen schon vorher ins unerbitliche Antlitz geschaut und andererseits von der Expo nur flachen Optimismus befürchtet hatte, wurde hier angenehm überrascht: man scheint sie also auch »oben« zu kennen. Wer allerdings hinter den in den Filmen gesetzten Fragezeichen eine oder gar mehrere Antworten erwartete, sah sich getäuscht. Man hatte sich darauf beschränkt, dem machtlosen Bürger vor Augen zu führen, was man mit aller Macht, die man »oben« hat, lösen sollte. Aber eben, »man« und »sollte«. Wie und wer, blieb unbeantwortet. Es ist leicht, eine Ausstellung in zukunftsreicher Architektur zu bauen, wenn darin eine Konfrontation mit den wichtigsten Problemen der Zukunft zwar nicht gescheut, einen Weg zu ihrer Lösung auch nur zaghaft anzudeuten aber tunlichst vermieden wird, so dass dem Betrachter beim Verlassen der letzten Filmhalle der kalte Schreck im Nacken sitzt, er aber im unklaren darüber gelassen wird, ob hier überhaupt jemand zuständig sei, nur noch ein Deus ex machina helfen könne oder alte Traditionen und bewährte Methoden durch Schaffung neuer Zustän-

digkeiten durchbrochen werden sollten. Mit uneingeschränktem Liberalismus lassen sich diese Probleme offenbar nicht lösen, sondern wären sie hier, in einem Staat mit eingeschränktem Liberalismus, gar nicht entstanden. Dieser aber, wird er geschaffen? Die Anfänge dazu blieben teils aus, teils waren sie kläglich. Dann also Planung? Doch ich will mich nicht noch mehr in die Nessel setzen.

Der Sektor »Aufgaben von morgen« will nach dem offiziellen Expo-Führer »keine Lösung der von der Schweiz zu bewältigenden Probleme vor-schlagen«. Wir können beruhigt sein: er tut es auch nicht, sondern appelliert an Verantwortungssinn und Voraussicht. Doch was kann der einzelnen unternehmen, an den sich doch dieser Appell richtet, um Zustände zu verbessern, die er nicht verschuldet hat und wozu ihm die Macht fehlt, die er aber bei denen weiss, von denen der Appell ausgeht? - Da wir gleich einmal beim Polemisieren sind: gegen Schluss des »Wegs der Schweiz« wird nach Zerrspiegeln und verwirrenden Lautsprecherstimmen das Postulat aufgestellt: Im Wirrwarr der Meinungen die Wahrheit aufsuchen! Schon recht; wenn man nicht ah und zu den Eindruck hätte, mancherorts bestünde ein Interesse daran, Meinungswirrwarr zu produzieren und den Bürger über dies und das in unklare zu lassen; es gibt verschiedene Vorhänge, hinter denen sich Vorgänge verbergen: solche aus Eisen, Bambus und Zeitung. Je mehr davon, desto besser ...

Man erwartet einen Schlussschnitt. Ich ziehe eine Schlussfolgerung: Die Expo 1964 befriedigt den, der sich vorher keine Gedanken darüber machte, was er von einer Landesausstellung eigentlich erwarte. Sie lässt den unzufrieden, der sich beispielsweise Informationen über die Schweiz in 25 Jahren, also bis zur nächsten Landi, holen wollte; der seinem amerikanischen Freund die Schweiz in einem Tag zu zeigen wünschte, nicht nur wie man sie gerne sähe, sondern wie sie ist; auch den Vater, der seinem 15-jährigen Sohn einige Jahre Erfahrung als Schweizer Bürger vorwegnehmen lassen wollte. Sie redet dem Schweizer nach dem Munde und vergisst darob beinahe, ihn auf Fehler und Pflichten aufmerksam zu machen. Der Schweizer lässt sich gerne schmeicheln mit dem Satz: »Bei dir ist alles wohlbestellt«. Zeigte ihm aber jemand, wie es wirklich ist, so würde er stutzig, besonders, wenn man ihm den Weg weist, wie er eigentlich sein sollte. Es wäre ein grosser Verdienst der Expo gewesen, dazu nicht nur ein kleines Bröckchen beigetragen zu haben. Statt dessen geht beinahe jeder Besucher mit dem saten Gefühl nach Hause, man könne der Zukunft mit Vertrauen auch nach »oben« entgegensehen und getrost eine weitere Generation lang die Hände in den Schoß legen. Solche Selbstzufriedenheit, auch im Ausnahmefall der Berechtigung dazu, ist schädlich. ---

Und überhaupt hat sie viel zuviel gekostet! Alfred Rudolf, Carolingia

Radio Zürich

baut seine Informationsdienste aus und sucht

als freie

Mitarbeiter

Nachwuchs-

Reporter

Nachwuchs-

Redaktoren

Interessieren Sie sich für:

Politik

oder

Tagesaktualitäten

oder

Sport

oder

Literatur

oder

Wirtschaft

oder

Theater

dann schreiben Sie uns bitte.

Wir werden Sie dann zu einer Eignungsprüfung ins Studio Zürich einladen.

Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft

RADIO ZÜRICH

Postfach Zürich



Am letzten Freitag führte die Vereinigung der Chemiestudierenden einige Gäste, Studenten aus Schweden, auf äusserst geruhsame Weise nach Opfikon zum Gelage ...

Kampf um Studentenzimmer

1958 wurde die studentische Wohnbaukommission (Woko) gegründet. Ihre Aufgabe war und ist es heute noch, die studentischen Wohnprobleme zu studieren und Vorschläge zu deren Lösung auszuarbeiten.

Was erreicht worden ist, sieht man aus der nachfolgenden Tabelle. Leider muss gesagt werden: Viel ist es nicht.

Es ist sogar beschämend wenig, wenn man bedenkt, wie viele Arbeitsstunden und wieviel Geld bis jetzt investiert worden sind. Dieser Miss Erfolg zeigt wieder deutlich, dass den studentischen Amateurkommissionen Grenzen gesetzt sind. Es fehlt ihnen an jener Kontinuität, die notwendig ist, damit sie als Verhandlungspartner überhaupt ernst genommen werden. Es nützt nichts, in regelmäßigen Intervallen mit viel Eifer, aber immer wieder neuen Ideen unsere Behörden und Institutionen zu überfallen. Vielmehr wird langjährig geplante und minutiöse Kleinarbeit zum Ziel führen. Das heisst aber, dass wir nicht mehr ohne festangestellte und bezahlte Sachbearbeiter auskommen werden.

Die Woko verwaltet im Augenblick neun Studentenhäuser mit insgesamt 211 Betten. Sie übernimmt damit eine grosse Verantwortungs- und gleichzeitig eine Menge unspokakuläre Aufgaben. Die anfänglich erlittenen grossen Erfolge sind ausbleiben. Dafür hat sich die Wohnbaukommission das Vertrauen der Behörden in die studentische Selbstverwaltung erworben. Das ist um so

wichtiger, als es erst dann möglich sein wird, bei der Gestaltung zukünftiger Bauvorhaben (Studentensiedlung, Studentenheim usw.) ein entscheidendes Mitspracherecht zu fordern, wenn wir bewiesen haben, dass wir auch fähig sind, unsere Aufgaben verantwortungsvoll zu erfüllen.

Die von der Wohnbaukommission in Selbstverwaltung betreuten Liegenschaften:

Altstetterstr. 183	39 Zimmer mit 43 Betten
(gemietet von privater Seite mit Subventionen der Stadt)	
Zweierstrasse 15	21 Zimmer mit 27 Betten
(gemietet von der Stadt Zürich)	
Predigerstrasse 13	8 Zimmer mit 8 Betten
(gemietet von der Stadt)	
Venedigstrasse 4	12 Zimmer mit 16 Betten
Nordstr. 154/156	23 Zimmer mit 30 Betten
(gemietet von privater Seite)	
Frohburgstrasse 134	8 Zimmer mit 10 Betten
(gemietet von privater Seite)	
Forsterstrasse 69	9 Zimmer mit 11 Betten
(gemietet von privater Seite)	
Am Wasser 125	10 Zimmer mit 10 Betten
(gemietet von privater Seite)	
In einzelnen Häusern der städt. Liegenschaftsverwaltung	5 Zimmer
Prov. Hönggerberg 51	51 Zimmer mit 51 Betten
(erstellt von der Stadt)	
Total	205 Zimmer mit 211 Betten

Martin Küper

Das LVZ-Markenbüchlein

Am System der Rabattmarke lassen wir nicht rütteln. Die »8 Prozent in Marken« auf allen Einkäufen weiss der Konsument zu schätzen. Dieses System hat festen Fuss gefasst. Kein Unternehmen, das mit der Rabattvergütung arbeitet, könnte es sich leisten, diese bewährte Einrichtung aufzugeben, ohne gleichzeitig enorme Prestige- und Umsatzeinbussen mit in Kauf zu nehmen. Der Lebensmittelverein Zürich bleibt seinen »8 Prozent in Marken« treu. Deren Existenzberechtigung wird Jahr für Jahr aufs neue bestätigt. Parallel zur Umsatzsteigerung ist auch die ausbezahlte Rabattvergütung gestiegen. Im Jahre

1963 betrug die Rabattvergütung in bar: 13512452.-. Eingelöst wurden 1670342 Markenbüchlein.

Diese Zahlen sprechen für sich. Die »8 Prozent in Marken« bedeuten in der Tat einen Sparbatzen für die Familie. Die Praxis zeigt uns immer wieder, dass das LVZ-Markenbüchlein für besondere Zwecke, sei es als Zusatz für die Ferien, sei es als willkommener Sparbatzen für Weihnachten, gespart wird. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die nachstehende Aufstellung. Man beachte vor allem die hohe Einlösungsquote im Monat Dezember.

Eingelöste Rabattbüchlein 1963

Januar	109286 Stück
Februar	108667 Stück
März	107277 Stück

April	129464 Stück
Mai	126126 Stück
Juni	128128 Stück
Juli	148110 Stück
August	123878 Stück
September	111592 Stück
Oktober	143279 Stück
November	160712 Stück
Dezember	273823 Stück
Total	1670342 Stück

Die Rabattmarke wurde schon mehr als einmal totesagt. In den letzten Jahren erlebte man aber geradezu einen wahren Siegeszug der Rabattmarke. In Amerika, in England, in Deutschland ist das Rabattmarkensystem zu einer stehenden Institution geworden. Im Konkurrenzgeschehen stellt die Rabattmarke eine nicht zu unterschätzende Waffe dar. Durch die Gewährung zusätzlicher Rabatte

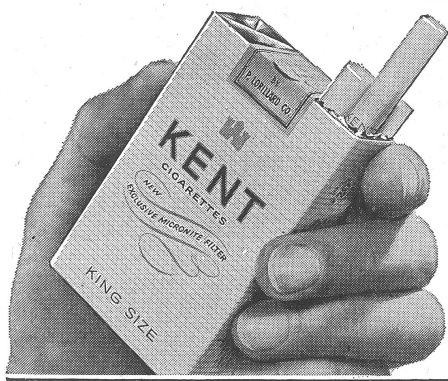
versucht man eine attraktive Note in den täglichen Wettbewerb zu tragen. Auch der LVZ hat im Berichtsjahr solche zusätzlichen Rabattmarken (COOP Leistungsmarke) abgegeben. Der Konsument schätzt diese Zusatzmarken. Rein geschäftlich gesehen, handelt es sich um ein zweischneidiges Schwert. Auch diese Waffe unterliegt dem Gesetz der Abnutzung. Sie verliert an Schärfe, indem dieselben Mittel durch die Konkurrenz zur gleichen Zeit eingesetzt werden. Im weiteren: der Konsument gewöhnt sich an diese zusätzlichen Rabatte. Er verbindet damit eine stetige Erwartung. Auf die Dauer erwartet er gar eine generelle Erhöhung des bisherigen Rabattsatzes auf 12 oder gar 16 Prozent. Weder dem Detaillisten noch dem Konsumenten würde das nüt-

zen, denn die generelle Erhöhung der Rabattsätze müsste sich so oder so auswirken. Die Rabattmarke kann nur dann sinnvoll sein, wenn sich der Ansatz in einem erträglichen Rahmen bewegt.

Rabattvergütung seit 1954

1954	6,5 Millionen Franken
1955	7,0 Millionen Franken
1956	7,8 Millionen Franken
1957	8,3 Millionen Franken
1958	10,0 Millionen Franken
1959	9,0 Millionen Franken
1960	9,7 Millionen Franken
1961	10,8 Millionen Franken
1962	11,7 Millionen Franken
1963	13,5 Millionen Franken

Aus dem Jahresbericht 1963 des Lebensmittelvereins Zürich



Kenner kennen

Nur KENT besitzt den neuen Micronite-Filter!

King Size und Box Fr. 1.20

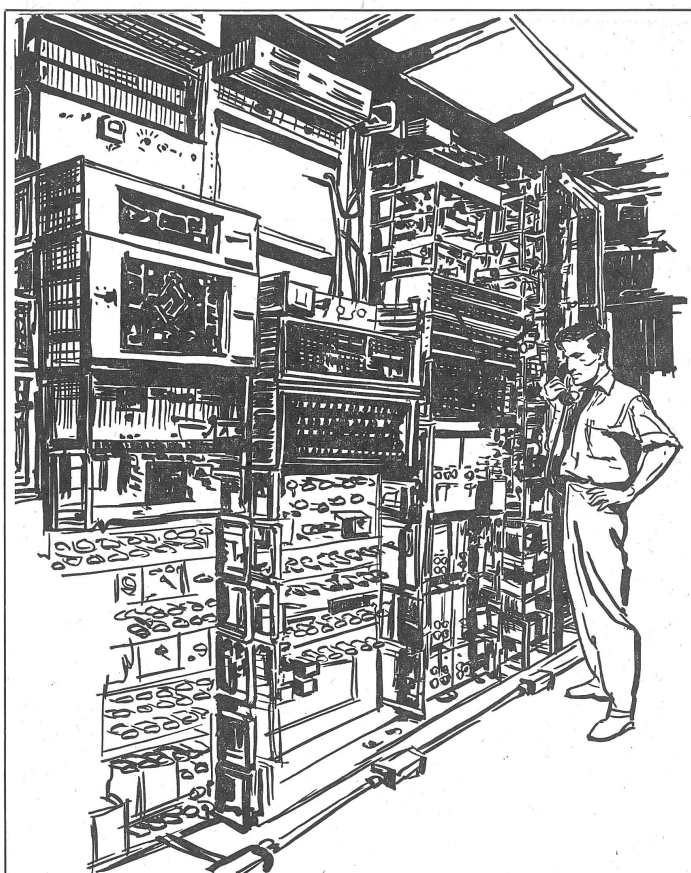
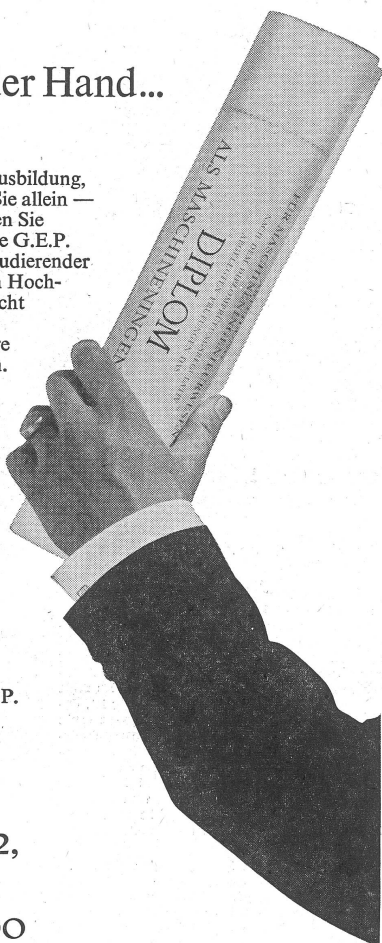
KENT

Das Diplom in der Hand...

macht noch keine Karriere!

Es bescheinigt Ihnen eine gute Ausbildung, aber vorwärts kommen müssen Sie allein — das heisst nicht ganz allein. Haben Sie schon von der G.E.P. gehört? Die G.E.P. ist die Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Kontakt zwischen den «Ehemaligen» zu stärken und ihre beruflichen Interessen zu fördern. Gesellschaftliche Treffen, akademische Fortbildungskurse, eine internationale Stellenvermittlung und Beratungsdienste im In- und Ausland helfen den Mitgliedern der G.E.P., wohin sie auch kommen, einen Schritt weiter auf Ihrem Berufsweg. Eine gute Sache — finden Sie nicht auch? Und noch dazu eine, die sich seit langer Zeit bewährt hat. Verlangen Sie einen Prospekt der G.E.P. auf der Rektorskanzlei der ETH oder beim Generalsekretariat der G.E.P. Staffelstrasse 12, Zürich 45 Tel. 051' 25 60 90

G.E.P.
Staffelstrasse 12,
Zürich 45
Tel. 051' 25 60 90



Die ganze Nachrichten-Technik

durch

Standard Telephon und Radio AG.

Ein IIT-Unternehmen

die kitsch ecke

Ein zufälliges Geräusch in der Nähe ver-
scheuchte den kleinen hübschen Hirsch, mit
einem behenden Satz flog er seitwärts ins Ge-
büsch, und Adolphe entschummerte bald wie-
der, doch wahrte es nicht lange, als sie wieder
etwas rascheln hörte. Sie schlug die Augen, noch
voll tiefen Schlags, halb auf, und blitzte durch
die langen Wimpern, und wählte, das dreiste
Tierchen zurückkommen zu sehen; aber statt
dessen lag der vermeintliche junge Graf Wald-
ohna zu ihren Füßen, die Hände, in süßem Ent-

zücken der Ueberraschung, vor der kühnen Brust
gefaltet und im stummen Anschauen selig ver-
loren. War es des Champagnerschaumes sanft
brausender Rausch oder die Feingewalt des seli-
gen Augenblickes, oder die Macht des Schrecks,
oder das Zauberspiel irgend eines wohlthätigen
Liebesgottes, oder ein wundersamer Zug von na-
türlicher Frauenlist – Adolphe gewann augen-
blicklich soviel Besinnung, sich den elektrischen
Schlag, der sie bei dieser unvermuteten Erschei-
nung durchbehte, nicht im mindesten merken zu
lassen; sie tat, als ob sie fortschleife, und lugte
durch die Wimpern. Immer wacher und wacher
wurden ihre Sinne; des brüselnden Schaumes be-
drückende Nebel verfliegen, sie sah und hörte al-
les deutlich, sie war sich ihrer selbst vollkommen
bewusst, aber keiner ihrer Züge verriet, was sie
in ihrem Innern entfaltet; der Fremde glaubte,
sie schleife ruhig und fest.

Es war derselbe schöne junge Mann, den sie
schon als Kind liebgewonnen hatte, derselbe,
der vor der Nonne und dem Klostergeschmeide
kniete; derselbe, dessen Bild, ohne dass sie es
damals ahnete, als das Ideal ihrer Liebe in ihrem
jungfräulichen Herzen seit Jahren gehohnt; der-
selbe, den sie im Herrngarten gesehen hatte.
Jetzt war es keine Täuschung mehr, sie sah ihn
ja vor sich, sie sah ihn ja in das schmachtende

Auge, in das männliche Gesicht voller Ernst und
Milde; das waren jene schwärmerischen Züge,
die sie so oft, so wunderbar ergriffen hatten;
dies der selbst im Schweigen beredete Mund; dies
die breite, hochgewölbte Brust; dies der nervige,
feste Arm; dies die kräftige Gestalt; dies die
sanfte Annut im ganzen Wesen.

»Du holdseliges, angebetetes Mädchen«, rief er
mit gedämpfter Stimme, und verschlang die Lie-
besfülle ihrer zauberischen Reize mit seinen glü-
henden Blicken. Im Drange der ihn bestürmen-
den Gefühle bog er sich näher und berührte
mit dem Saume seiner Lippen, die wie frisch
aufgebrochene Granatblüten zitternd bebten,
leise die äussersten Spitzen der rosigen Finger.
Adolphe schlief.

Kühner drückte er in die kleine weiche Hand,
heimlich und verstoßen, einen sanften Kuss.
Adolphe schlief.

Und wenn alle Vierundzwanzigpfänder auf den
Wällen der Feste Mainz dicht neben ihrem Ohr
in einem Nu losgebrannt wären, sie hätte fort-
geschlafen, so wohl, so unaussprechlich wohl tat
der still Verzückten die zarte Huldigung des aus
frühen Kindesträumen her längst vertrauten,
heiss Geliebten.

Er aber, überwältigt von dem unnenbaren
Liebreiz des himmlisch schönen Mädchens,
streckte beide Arme verlangend aus, die Zaubers-
üsse zu umschlingen, da platzte das lustige Völ-
kchen mit Lachen und lautem Hallo hinter dem
Busch- und Strauchwerke hervor, um die Lang-
schläferin endlich zu wecken. Der Fremdling
sprang, wie vorhin das Hirschchen, mit einem
behenden Satze seitwärts und verschwand, und
Adolphe – wer malt das Gesichtchen, – worin
die Freude und das Schmolzen, die Lust und der
Schmerz miteinander kämpften.

H. Clauven

Aus: Küly, Deutscher Kitsch

Fortsetzung von Seite 13

Gaudeamus igitur

Zum Schlusse sei hier das Lied in Kindlebens
Fassung wiedergegeben nebst der deutschen
Uebersetzung von Josef Eberle (Psalterium pro-
fanum. Weltliche Gedichte des lateinischen Mit-
telalters. Manesse Zürich 1962):

Gaudeamus igitur,
iuvenes dum sumus.
Post iucundam iuventutem,
post molestam senectutem
nos habebit humus.

Ubi sunt qui ante nos
in mundo fuere?
Vadite ad superos,
transite ad inferos,
ubi iam? fuere!

Vita nostra brevis est,
brevis finietur;
venit mors velociter,
rapit nos atrociter,
nemini parcetur.

Vivat Academia.
Vivat Professores!
Vivat membrum quodlibet,
vivat membra quaelibet,
semper sint in flore!

Vivat omnes virgines,
faciles, formosae!
Vivat et mulieres
tenerae, amabiles,
bonae, laboriosae!

Vivat et Respublica
et qui illam regit!
Vivat nostra Civitas,
maecenatum caritas,
quae nos hic protegit!

Pereat tristitia,
pereant osores,
pereat diabolus,
quivis antiburschius
atque irrisores!

Lasst uns also fröhlich sein,
während wir noch jung sind.
Nach der heitern Zeit der Jugend,
nach dem Alter voll Gebrechen
schleicht uns einset die Erde.

Wo sind, die vor unsrer Zeit
auf der Welt gewesen?
Geht und fragt am Himmelstor,
geht und fragt dem Höllenschlund
Wo, ach wo? Gewesen!

Kurz ist unsre Lebensbahn,
rasch geht sie zu Ende.
Eilig kommt der Tod uns an,
rafft uns unerbitlich hin
und vershonet keinen.

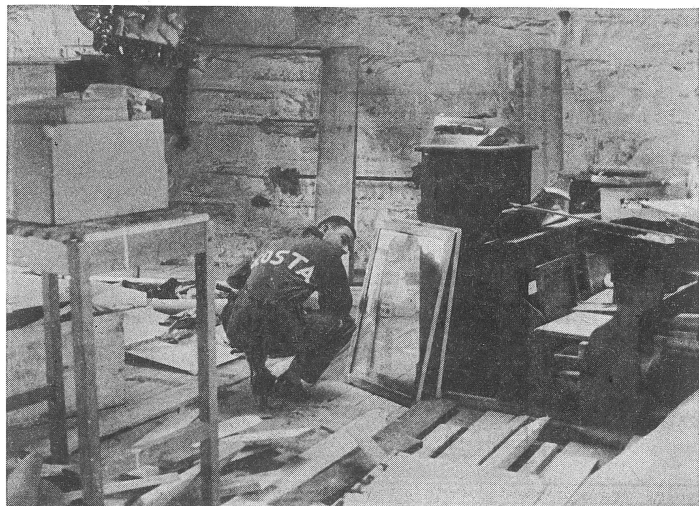
Hoch die Universität!
Hoch die Professoren!
Hoch auch was dazu gehört,
männlich oder weiblich,
alle sollen blühen!

Hoch auch alle Jüngerlein,
wenn sie hübsch und hold sind!
Leben sollen auch die Frau'n
wenn sie zart und lieblich sind,
brav und häuslich tüchtig!

Auch ein Hoch dem Vaterland
und dem Landesvater!
Lebe hoch die Bürgerschaft,
und der Mäzenatengeist,
der uns hier behütet!

Nieder mit der Traurigkeit
und den Pessimisten!
Nieder mit dem Teufelspack
und mit jedem Burschenfeind
und mit allen Spöttern!

Arthur Meyer



Die COSTA ist gezügelt. Sie haust nun auf einem Boden der ehemaligen EMPA. Da der Umzug
innert 2 Wochen zu erfolgen hatte, stapelte sich das Polyball-Material zu Bergen. In unzähligen
Nachtschichten haben die COSTA-Mitglieder seither in heroischer Weise die Unordnung grössten-
teils liquidiert.

Frühmorgens, wenn die Hähne krähn!

Der Tages-Anzeiger erscheint jetzt nicht mehr im »Laufe des Mor-
gens«, sondern frühmorgens, wenn die Hähne krähn.

Wenn der Professor aussetzt...

Wann Sie ein Frühaufsteher sind, wenn Sie mit der Bahn zur Vor-
lesung fahren müssen oder wenn Sie morgens um sieben Uhr an
der Tür des Auditoriums eine Anschrift finden, dass der Professor
aussetzt – lesen Sie den Tages-Anzeiger, und die Zeit vergeht
Ihnen im Nu! Haben Sie eine Freistunde oder wird es Ihnen in der
Bibliothek zu schwül – gehen Sie zum nächsten Kiosk, verlangen
Sie den Tages-Anzeiger, und Sie halten eine Zeitung in der Hand,
die Sie klar, sachlich, umfassend und prononciert zugleich über das
Tagesgeschehen informiert.

Der Tages-Anzeiger ist eine neutrale Zeitung; er ist weder finanziell
noch in der Tendenz von einer Partei abhängig. Das muss aber
nicht heissen, dass er zu den aktuellen Problemen keine Stellung
bezieht. Er tut es, wo es ihm richtig erscheint, aber er tut es so,
dass der Leser zwischen Information und persönlichem Kommentar
unterscheiden kann.

Bis tief in die Nacht...

Die Vorverlegung des Druckbeginns brachte für unsern Betrieb eine
tiefgreifende Umstellung mit sich. Bis tief in die Nacht laufen die
Telephonberichte unserer Korrespondenten im In- und Ausland ein,
rasseln die Fernschreiber. Die letzten Seiten werden zusammen-
gestellt und korrigiert, Druckplatten werden gegossen und in die
Maschine gespannt.

In den ersten Stunden des neuen Tages laufen die modernen
Rotationsmaschinen an. Und weiter geht es, Schlag auf Schlag.
Zeitung um Zeitung verlässt das Förderband. Emsige Packer bün-
deln Stapel von Zeitungen, und die blauweissen Autos des Tages-
Anzeigers fahren mit ihnen in den Morgen hinaus.
Nachts gemacht – morgens gebracht! So lautet die neue Devise
beim Tages-Anzeiger.

B
O
N

Ich wünsche Gratiszustellung des Tages-Anzeigers
während 10 Tagen.

Name: _____ Vorname: _____

Strasse: _____

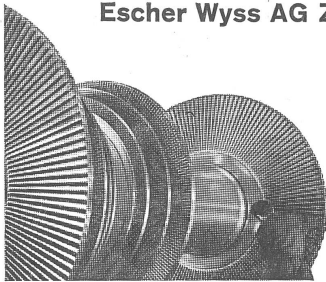
Ort: _____ Kanton: _____



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



Aus eigener Erfahrung

kennen wir die Sorgen vieler Doktoranden bei Drucklegung ihrer Dissertation.

Durch Zahlungserleichterung, technische Beratung und Rücksichtnahme auf Ihre Termine helfen wir Ihnen seit 18 Jahren bei der reibungslosen Abwicklung des Druckauftrages.

Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27



sucht Studenten für Aushilfe in den

Semesterferien

oder jeden

Samstag

zum Beladen und Entladen der Flugzeuge auf dem Flugplatz Kloten (Zürich).

Interessenten melden sich bitte beim Personaldienst, Postfach 929, Zürich 1, Tel. 84 21 21, intern 3132

LONZA



Organische technische Produkte

Organische Zwischenprodukte

Kunststoffe

Lösungsmittel

Stickstoffprodukte

Stickstoff-Dünger Kombinierte Dünger

Reinst-Metalle

Ferrolegerungen

Siliciummetall

Siliciumcarbid

Graphit

LONZA AG BASEL

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 5.00
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung	DM 4.30
Gleichungen der Geraden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse, Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
		Dynamik des Massenpunktes	DM 6.00
		Dynamik des Massenkörpers	DM 4.00
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 2.50

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. - 61 Darmstadt-Eberstadt

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

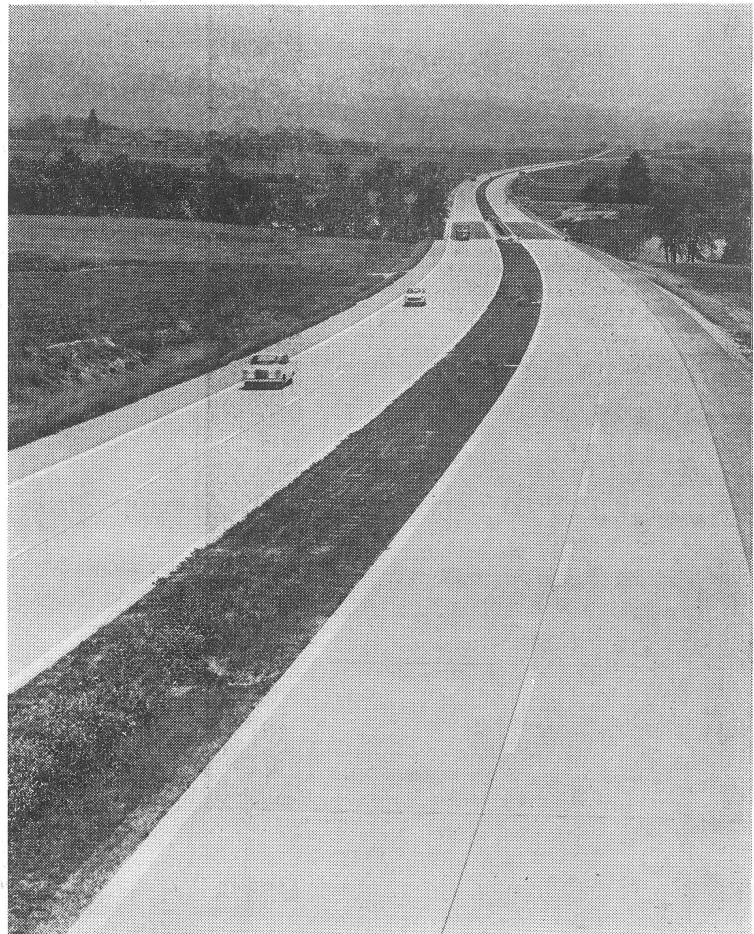
Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15



Betonstrassen AG Wildegg